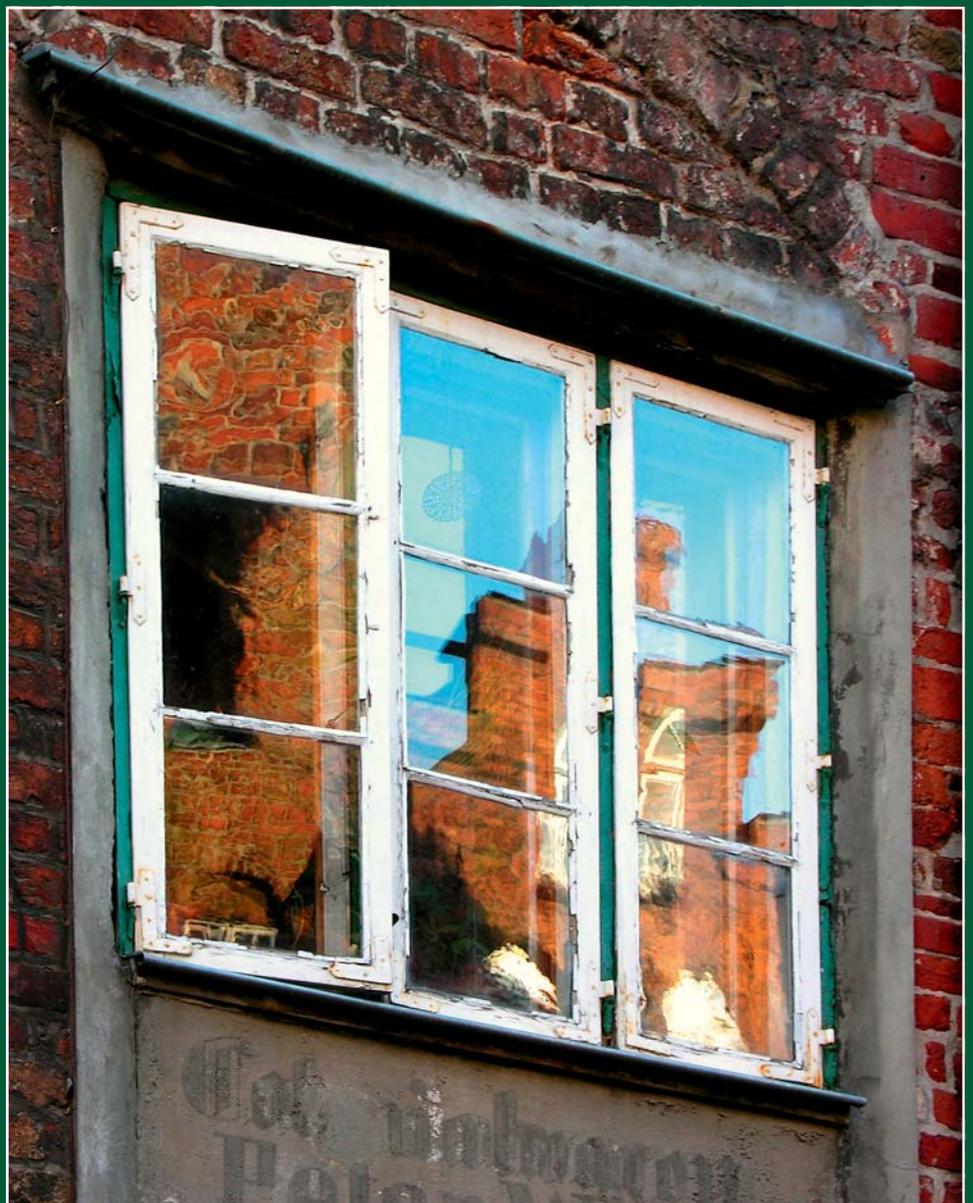


# LÜBECKISCHE BLÄTTER

- **Nachruf auf  
Dr. Rolf Sander** 1
- **Neujahrskonzert  
und Empfang** 2
- **Der Lübecker  
Gartenarchitekt  
Erwin Barth** 4
- **Aus der Gemeinnützigen** 5
- **Die Sprache der Steine** 9
- **„Wie im Himmel“** 12
- **Stadt ohne Tutel?** 13
- **Musik** 15
- **Meldungen** 16





## Top-Beratung statt 08/15. Die Vermögensanlagen der Sparkasse.

130000 Berater, 25000 Geldautomaten, 16000 Filialen u.v.m.\*

 Sparkasse  
zu Lübeck

Geben Sie sich nicht mit 08/15 zufrieden. Denn bei uns ist mehr für Sie drin: erstklassige Beratung und mehr Service rund ums Thema Vermögensanlagen. Darüber hinaus ein dichtes Netz an Filialen mit den meisten Geldautomaten deutschlandweit. Mehr Infos direkt bei uns oder telefonisch unter 0451 147-147. **Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**

\* Jeweils Gesamtzahl bezogen auf die Sparkassen-Finanzgruppe.



# LÜBECKISCHE BLÄTTER

16. Januar 2010 · Heft 1 · 175. Jahrgang · Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

## Zum Tode von Dr. Rolf Sander

### „Unser Leben war eine unwahrscheinlich glückliche Zeit“

Ansprache von Kathrin Jedeck, Jakobipastorin, am 4. Januar 2010

Liebe Angehörige von Rolf Sander,  
liebe Trauergemeinde,

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Diesen Bibelvers hat Rolf Sander ausgesucht als Grundlage für diese Ansprache. Er steht im Markus-Evangelium im 9. Kapitel. „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“

Das ist eine sehr menschliche Reaktion gerade angesichts des Todes. Es ist der Versuch, zu glauben, dass da am Ende mehr ist als das Nichts, als ein schwarzes Loch, das Ende von allem.

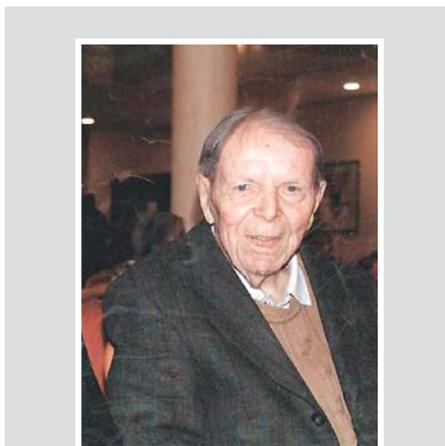
In einem neuzeitlichen Gedicht heißt es:

„Als ob es die Toten gäbe!  
Gott, es gibt keine Toten,  
es gibt nur Lebende  
auf unserer Erde und im Jenseits.  
Gott, den Tod gibt es,  
aber er ist nur ein Moment,  
ein Augenblick, eine Sekunde, ein Schritt.  
Der Schritt vom Vorläufigen ins Endgültige.  
Der Schritt vom Zeitlichen ins Ewige.“

Wenn wir es mit dem Tod zu tun bekommen, dann brauchen wir solch eine Gewissheit. Was soll uns trösten, wenn nicht unser Glaube an ein friedliches Ende, in der die Qualen der letzten Tage aufgehoben werden und Ruhe in Leib und Seele einkehrt. Was soll uns trösten, wenn wir nicht an ein Ende glauben, an dem es weitergeht, der Stachel des Todes seine Macht verloren hat.

Lassen Sie uns nun das Leben von Dr. Rolf Sander bedenken: In März vergangenen Jahres hatte mich Rolf Sander zu sich ins Domizil gerufen, denn es war sein Wunsch, dass ich die Trauerfeier halten sollte. Darum erzähle ich Ihnen von sei-

nem Leben so, wie er es mir berichtet hat. Geboren wurde Rolf Sander am 9. Oktober 1911 in Lübeck. Er hatte einen älteren Bruder, Horst, und drei jüngere Schwestern. Sein Vater war Lehrer an Katharinenum. Rolf wollte nach dem Abitur 1930 Textilkaufmann werden und begann eine Lehre in Halberstadt. Aber diese Ausbildung war nicht das Richtige und er war dankbar, dass er sie mit Erlaubnis seines strengen Vaters abbrechen durfte. Damit auch er, wie sein Bruder Horst, studieren konnte, wurde das Ferienhaus der Familie, eine Villa in Boltenhagen, verkauft. So studierte er Jura in Erlangen. Anders als für seinen Vater und seinen Bruder waren die Burschenschaften nichts für ihn. Ein



Dr. Rolf Sander (1911–2009) in einer Aufnahme aus dem Jahre 2008. Der bis zuletzt rüstige, ideenreiche und streitbare gebürtige Lübecker erwarb sich große Anerkennung in der Gemeinnützigen für seine Anregungen und Initiativen

(Foto: Privatbesitz Familie Sander)

Semester verbrachte er in München. Es wurde sicher auch wegen des guten Theaters dort, „sein schönstes Semester“, wie er immer wieder betonte. Und damit zeigte sich auch seine Liebe zum Theater und zur Literatur, die er zeitlebens bewahrte.

Er beendigte sein Jurastudium in Kiel und leistete dort freiwillig Wehrdienst bei der Marine. 1939 wurde er zur Wehrmacht einberufen und legte noch schnell sein Assessorexamen in Hamburg ab, bevor er nach Memel eingezogen wurde. Silvester, bei einem ihrer durchaus üblichen Spaziergänge, fragte er seine langjährige Schulfreundin Gerda Osterloh, ob sie ihn heiraten würde, und so erzählte er mir in unserem Gespräch: „Sie hat zu meinem großen Glück ‚Ja‘ gesagt.“ Die beiden kannten sich seit der Kinder-Tanzstunde. 1940 fand die Heirat statt. 1941 wurde Joachim und 1943 Brigitte geboren. Ihr Vater war im Krieg in Frankreich, Montpellier, und später in Norwegen, dann zwei Jahre in englischer Gefangenschaft. 1947 kehrte er zurück. Jeden Tag hatten er und seine Frau sich aus dem Krieg geschrieben. Ein Briefwechsel, der im Archiv aufbewahrt ist, wie auch sein Tagebuch.

1950 wurde Hannelore und 1951 Carl-Dietrich geboren. Rolf Sander arbeitete als Richter am Landgericht in einer Zivilkammer, zuständig vor allem für Ehe- und Verkehrssachen. Berüchtigt war er dafür, dass er vor Weihnachten versuchte, die Paare dazu zu bewegen, zusammenzubleiben. Ein Paar bedankte sich später bei ihm dafür. Die Familie wohnte in der Rudolf-Groth-Str. im Tor der Hoffnung. Es wurde häufig über Lokalpolitik und Kultur diskutiert und man besuchte die Aufführungen im Theater

*gemeinsam. Literatur und Theater waren und blieben seine Leidenschaft. „Was mein Leben für Lübeck ausgemacht hat“, erzählte er, „war neben der Familie die ehrenamtliche Arbeit, vor allem in der Gemeinnützigen.“*

*Seit 1950 gehörte er der Vorsteher-schaft an, zwei Mal in der Funktion des Direktors. Hier konnte er etwas anregen und bewegen, Menschen für kulturelle und soziale Ideen begeistern und für deren Umsetzung und Finanzierung gewinnen und damit etwas für seine Vaterstadt Lübeck tun. So leitete er den Theaterring und war 20 Jahre lang Vorsitzender des Freundes- und Förderkreises der Knabenkantorei. In den 60er Jahren initiierte Rolf Sander zusammen mit anderen die Aktion „Rettet Lübeck“, um zur Erhaltung der Altstadt beizutragen. 10 Jahre war er Mitglied im Kirchenvorstand St. Thomas und mehrere Jahre im Vorstand der Vorwerker Diakonie.*

*Mit 90 Jahren legte er alle seine Ämter nieder. Für seine Verdienste um Lübeck wurde Dr. Rolf Sander mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik, der Freiherr-von-Stein-Gedenkmünze des Landes Schleswig-Holstein, der Senatsplakette der Hansestadt Lübeck, sowie der Denkmünze in Gold der Gesellschaft zur Beförderung der Gemeinnützigkeit.*

*Doch Rolf Sander wünschte, dass an-lässlich seiner Beerdigung nicht von sei-*

*nen sogenannten Verdiensten gesprochen werden sollte, sondern von seiner großen Dankbarkeit gegen Gott. Dass er mit seiner Familie in Liebe und Eintracht trotz aller gegensätzlichen Entwicklungen leben durfte, dass er mancherlei für Lübeck schaffen durfte.*

*Dass er ein erfülltes Leben gehabt habe, in dem Leid und Schuld ebenso seinen Platz gehabt haben wie die Liebe und die Freude. „Unser Leben war eine un-wahrscheinlich glückliche Zeit“, berich-tete er von seiner Ehe und auch: „Meine Frau hat alles mitgetragen.“ Sie starb im Mai 2008, als das Ehepaar schon im Do-mizil wohnte. Nach dem Tod seiner Frau bewahrte er bis fast zuletzt seine Eigen-ständigkeit. Er lässt vier Kinder, fünf En-kelkinder, drei Urenkel zurück.*

*Jesus Christus geht voran. So heißt es in einem Kirchenlied und so zeigt es auch unser Jakobi-Altar. Denn hier geht es um Tod und Leben. Wie Sie sehen, stammt er aus der Barockzeit. Der Mensch dieser Geschichtsepoche hat sich sehr intensiv mit dem Thema Tod beschäftigt. Viel in-tensiver, als wir es in unserer heutigen aufgeklärten Zeit tun. In der Mitte des Altars steht darum aus dieser Lebenser-fahrung heraus der Tod: ein voluminö-ser Sarg, der mit seiner Größe, seiner Schwärze und der barocken Zierart un-seren Blick auf sich zieht und die gesam-te Mittelgruppe bestimmt. Die Aussage also: Der Tod ist der Endpunkt dieses*

*Lebens – unwiderruflich. Den eigenen Tod bedenken – das ist eine schwierige Sache. Sollen wir uns unser Ende über-haupt vorstellen? Nein, ich denke, so ist es nicht gemeint. Den eigenen Tod beden-ken, will heißen, so zu leben, dass jeder Tag unser letzter sein könnte. Es heißt, dass wir uns nicht vormachen, wir seien allmächtig, vor niemandem verantwort-lich und unsterblich.*

*Ganz verstehen können wir das aller-dings erst, wenn wir etwas höher schau-en, auf das Spruchband, welches dieser übergroße Engel trägt. Dort steht: „Halt im Gedächtnis Jesum Christum.“ Dieser Satz ist das Programm des Altars. Er ist der Anfang auch eines Kirchenliedes, zugleich ein Appell, der an uns ergeht, Jesus, den Christus, den Erlöser, nicht zu vergessen. Und der Engel zeigt nach oben, hin zu Christus, dem Auferstande-nen, der seine Fahne schwingt, als wolle er uns zurufen: „Ich lebe und darum sollt ihr auch leben.“ Jesus Christus geht vor-an, einen lichterfüllten Weg, ein Weg des Friedens, auf dem Gott mit uns sein wird. Diese Gewissheit soll uns trösten, damit wir Rolf Sander hingeben können in die Güte und Wahrheit Gottes. Loslassen, was war, denn wie immer das ewige Leben aussehen mag, dessen bin ich mir gewiss, es wird umfassen sein von der Liebe Got-tes, die uns über den Tod hinaus verbindet und die größer und tiefer ist als alle unse-re menschliche Liebe. Amen.*

## „Europa wird kulturell existieren oder Europa wird nicht existieren“

### Neujahrskonzert 2010 und Empfang in der MuK

Von Arndt Voß

Schon eine lange Zeit gibt es die Neu-jahrskonzerte der Lübecker Philharmoni-ker, aber erst zum achten Male folgt dem musikalischen Ereignis der Empfang. Nach dem Willen der Ausrichter, des The-aters, der Philharmoniker und der MuK, wird damit der Kultur die Gelegenheit ge-ben, den Reigen der Neujahrsempfänge zu eröffnen und Zustände und Perspektiven im kulturellen Bereich aus unterschied-lichen Perspektiven zu reflektieren. Das ist klug gedacht, denn der musikalische Vorspann zieht ein großes Publikum an, allemal, wenn Beethovens „Neunte“ auf dem Programm steht. Das Kalkül ging auch diesmal wieder auf. Wenige Sitze waren beim Konzert unbesetzt, womit ein (in diesen Zeiten wichtiger) merkantiler

Erfolg erzielt wurde, und viele Besucher blieben zum Empfang.

Sie konnten ein hervorragend einge-stimmtes Orchester erleben. Nach der weniger geglückten Aufführung vor zwei Jahren dirigierte GMD Brogli-Sacher wieder selbst und konnte stark beeindru-cken mit den sich intensiv einsetzenden Philharmonikern, den sich gut ergänzen-den Solisten, der Sopranistin Anna Bax-ter, der Altistin Wioletta Hebrowska, dem Tenor Daniel Szeili und dem Bass And-reas Haller sowie den drei Chören, der des Theaters Lübeck (Einstudierung Jo-seph Feigl), der Lübecker Singakademie (Einstudierung Gabriele Pott) und der Kantorei von St. Lorenz in Travemünde (Einstudierung Hans-Martin Petersen).

Brogli-Sacher schaffte den schweren Spagat zwischen lebendiger Gestaltung und präziser Wiedergabe dieser kom-plexen Partitur. Den Kopfsatz, einen der kompliziertesten Beethovens, packte er mit Schwung an, kraftvoll, doch gut abgestuft. Lebhaft folgte das Scherzo mit den markanten Paukenschlägen. Im Adagio erlebte man samtene Streicher und feinsinnige Bläser mit erfüllter Me-lodik, eine einfühlsame Vorbereitung für die Ausbrüche des Finalsatzes. Brogli formte ihn mit sinnreichen dynamischen und agogischen Nuancen, gestaltete die rezitativen Partien überraschend be-redt, überforderte die Chorsänger nicht in Tempo und Lautstärke, auch nicht im hymnischen Jubel. Das Solistenquartett

war klug ausgewählt, gut unterscheidbar im Timbre der Stimmen. Der lange und herzliche Beifall bestätigte, dass Schillers Botschaft und Beethovens Musik wieder einmal angekommen waren.

Beim anschließenden Empfang wirkte das Werk nach, gab den Gedanken Richtung. Ilona Jarabek, Hausherrin in der MuK, beschwor noch einmal die „Botschaft von Freude, Freiheit und Verbundenheit“, um dann der Skepsis beim Blick in die Zukunft das Engagement für Bildung und Nachhaltigkeit entgegenzusetzen als eine Verantwortung der großen Kulturbetriebe. Die MuK sei kein Freizeitempel in einer Spaßgesellschaft – das Theater schon gar nicht. Im Bewusstsein, dass beide bedeutende Teile des einzigartigen Kulturprofils Lübecks seien, müsse der Spagat zwischen „Qua-

lität und Quote, zwischen Anspruch und Auslastung gelingen“.

Björn Engholm, wie vor vier Jahren schon an diesem Pult, nannte die „Neunte“ das „weltweit populärste Werk der musikalischen Klassik“. Sie sei ein Symbol für die Faszination von Musik, zugleich Inbegriff europäischer Kultur. In einem großen Bogen beschwor er dann das schöpferische Potenzial und die prägende Kraft dieser nun zweieinhalb Jahrtausende währenden europäischen Leistung, die die Identität der Europäer begründe. Als Geschenk der griechischen und römischen Antike in Sprache, Poesie und darstellender Kunst, auch in Philosophie und Architektur habe das Mittelalter in die Neuzeit weitergetragen, was uns heute ein unvorstellbarer Fundus großer Schöpfer und Schöpfungen sei. Die Kunst wurde neben

dem christlichen Wertekosmos und der geistigen Aufklärung eine der drei Wurzeln unseres Bewusstseins. Auch Lübeck sei mit diesem Reichtum „im besten Sinne des Wortes gesegnet worden“. Von Bernt Notke über die Familie Mann bis hin zu den musikalischen Leistungen von Buxtehude oder Döhl, auch der kleinen und großen Festivals und Institutionen wie Musikhochschule, privater und des städtischen Theaters reichte die lange Beispielliste. In Zeiten schwerer finanzieller Not dürfe der kulturelle Reichtum aber nicht gefährdet werden, mahnte er die Politik. Alle würden „bei einem falsch angesetzten Rotstift mehr verlieren als je in Geld ausdrückbar wäre“. Als Beleg zitierte er den französischen Historiker Jacques Le Goff: „Europa wird kulturell existieren oder Europa wird nicht existieren.“

## Beethoven statt Feuerwerk

Von Rudolf Fuchs

Beethovens „Neunte“ in der MuK, Lübecks guter Stube auch für Anspruchsvolles: ein zündender Einstieg in ein neues Jahr – um so mehr, wenn es noch ein neues Jahrzehnt ist. Da weitet sich jedes fühlende, jedes europäische Herz, ist diese Hymne doch Europas ‚Internationale‘. Wenn es dann noch geklappt hätte mit Lübecks Bewerbung für 2010 um europäisch-kulturhauptstädtischen Glanz – nicht auszudenken! Man hätte den Jubel steigern, neu komponieren müssen – eine leider inschmutzige Ruhrgebiet vergebene Chance für unsere Tonsetzer, zumal die Stadtpoeten Schiller hätten berichtigen können: „freudetrunkene“ hätten sie getextet, nicht mehr das mit bösem Omen behaftete „feuertrunken“.

Von innen wären die alten Gemäuer erstrahlt, aus sich heraus. Seit 850 Jahren stehen

sie unter bischöflichen Weihen! Auch das hätte europäisch zum Jubilieren berechtigt: Dank dir, Heinrich der Löwe, und Dank deinem Hauskaplan Gerold, den du zum ersten Bischof in Lübeck machtest. Es festigte doch geistlich Lübecks Ruhm als nordeuropäische Metropole! Stattdessen nun das Verbot: ab 2010 im historischen Zentrum keine Feuerwerksraketen mehr! Immer noch ist der Brand von 1157 präsent, der die liebliche Stadt völlig einäscherte. Wo Lübeck danach wiedererstand, ist noch nicht bekannt, jene Löwenstadt, die dann Heinrich, noch einmal Dank, wieder auf dem Hügel Buku anlegte. Richtig also das Verbot! Aber mit ihm wird den Bürgern und seinen sie so fürsorglich Führenden eine blendende Möglichkeit aus der Hand genommen, böse Stadtgeister knallig zu verbannen. Man muss nicht Cassandra heißen, um zu prophezeien: „Das

wird böse enden!“ Wovon sollen sie leben und – wichtiger – Steuern zahlen, die Händler, die den Verkauf von Knallerbsen oder Chinaböllern betreiben? Ein neues Loch im schlaffen Stadtsäckel tut sich auf, wenn es Silvester wieder ganz still und düster wird. Allenfalls in den gotischen Ratskellergewölben könnte es krachen oder bei Senatssitzungen bei geistigem Feuerwerk im schon Roten Saal. Oder man lauert, dass wieder eine Seifenblase platzt – wie der Traum von der Kulturhauptstadt.

Es wird ein düsteres Jahrzehnt, das da beginnt, gäbe es nicht im Feuerwerkshandel die Diamant-Sonne für nur € 5,50. Vor den Toren, gleich neben Gott Merkur, gezündet, leuchtet sie bis zum Markt! Eine multimediale Vision eröffnet das: Aus zahllosen Lautsprechern könnte des guten alten Ludwig Vans Song zum schillernden Werbetext erklingen: „Froh, wie seine Sonnen fliegen, durch des Himmels prächtigen Plan, laufet, Brüder, eure Bahn, freudig, wie ein Held zum Siegen.“ Welch schöner Götterfunken!

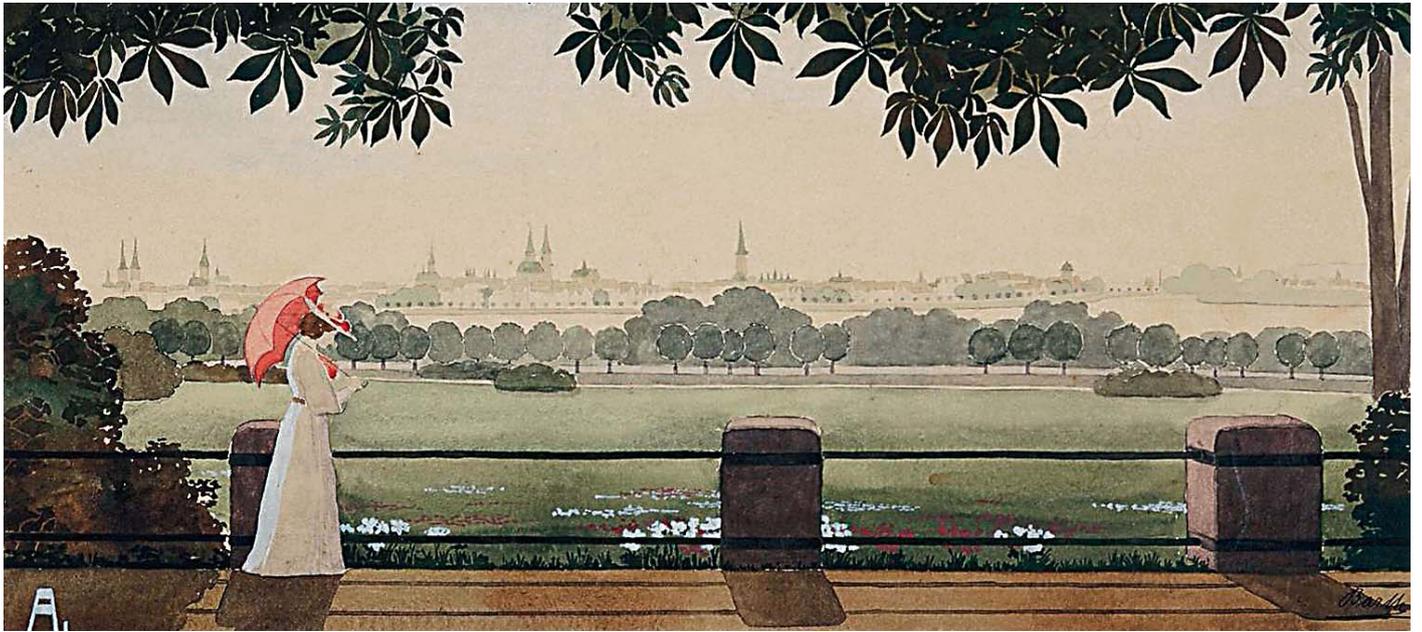
## Banken und Finanzkrisen 1154–2009

Spekulationsblasen, insolvente Banken und verzweifelte Sparer hat es im Verlauf der Geschichte immer wieder gegeben. Die Frage ist, ob diese Störfälle der Volkswirtschaft jeweils einzigartig sind oder ob sie gemeinsame Elemente aufweisen. Die Beantwortung dieser Frage hat Auswirkungen auf den Umgang mit den Krisen. Denn wenn alle Finanzkrisen Unikate sind, bringen gesetzgeberische

Maßnahmen überhaupt nichts, wenn man aber wiederkehrende Ursachen ermitteln kann, könnte man daran gehen, künftige Bankkrisen durch Gesetzgebung oder gezielte Ausbildung der Bankfachleute zu unterbinden. Prof. Jenks aus Erlangen wird in einem Vortrag die Entwicklung des Bankgewerbes seit dem Mittelalter schildern und an ausgewählten Beispielen die Verstrickung dieser Institutionen mit

Spekulationsblasen und dem sich daraus ergebenden gesamtwirtschaftlichen Schaden ausloten. Er wird sich alle Mühe geben, dies in einer Sprache zu tun, deren Verständnis nicht die Promotion in Volkswirtschaftslehre voraussetzt.

26. Januar, 20 Uhr, Kapitelsaal des Burgklosters, Eintritt 2,50 € Ermäßigt 0,50 €



Platz auf Marly, „Gesamtbild der Stadt“, E. Barth 1907

(Architekturmuseum der TU Berlin)

## Erwin Barth (1880–1933), ein Lübecker Gartenarchitekt, auch ein Stück Stadtgeschichte

Von Heinz Hahne

Er war nur knapp vier Jahre lang Leiter des Lübecker Gartenamtes und hat in Lübeck relativ wenige Spuren hinterlassen. Aber er war ein gebürtiger Lübecker, ist in Lübeck aufgewachsen und hat eine bemerkenswerte Karriere gemacht. Der Vortrag über Barth in der Gemeinnützigen im November 2007 war nur schwach besucht. Mit diesem Aufsatz soll versucht werden, die Erinnerung an ihn etwas breiter zu verteilen. Grundlage ist die dickbändige Biografie „Heimat, Natur und Weltstadt, Leben und Werk des Gartenarchitekten Erwin Barth“ von Dietmar Land und Jürgen Wenzel.

Erwin Barth wurde 1880 geboren. Er war noch nicht drei Jahre alt, als sein Vater Dr. Albert Barth, Oberlehrer am Katharineum, starb. Seine Mutter, eine geborene Petri aus Lübeck, musste nun allein für ihn und seine gerade ein Jahr alte Schwester Friederike sorgen. Um die Rente aufzubessern, betrieb sie eine Fremdenpension. Hinsichtlich ihrer beiden Kinder muss sie außerordentlich zielstrebig und ehrgeizig gewesen sein. Es war für sie selbstverständlich, dass der Sohn nach der Grundschule das Katharineum, die Schule seines Vaters, besuchte.

Barth verließ das Katharineum nach der 10. Klasse, um, so steht es in seinem Abgangszeugnis, Kunstgärtner zu werden.

Die starken naturkundlichen Interessen hätten eher ein anderes Ausbildungsziel erwarten lassen, z. B. das eines Biologen, Chemikers oder Mediziners. Seine Mutter notierte viele Jahre später „alles, was da blüht, krecht und fleucht, weckte sein lebhaftes Interesse. Herbarium, Schmetterlinge, Raupen- und Käfersammlung, sogar eine Schädelammlung vom kleinsten Kaliber bis zu Pferdeschädel bildeten ein tadelloses Museum.“

Das wurde auf Drängen des Lateinlehrers geschlossen. „Mein Junge hat mich tagelang fast darum gehasst.“ Die Mutter „glaubte, nicht mehr viele Jahre für ihre Kinder sorgen zu können“ und war daran interessiert, wenigstens ihrem Sohn ein bestimmtes Berufsziel vorzugeben. „Ich hatte auf der Reise und von Vätern meiner englischen Pensionäre gehört, dass der Beruf eines Gartenarchitekten in England sehr im Ansehen stehe, zumal wenn ausgesprochen künstlerische Begabung hinzukäme. In Lübeck kannte kein Mensch diesen Beruf. Kurz entschlossen reiste ich nach Potsdam, um mich beim Direktor Fintelmann genau nach dem Lehrgang eines höheren Gartenarchitekten zu erkundigen.“

Bei diesen Überlegungen für ihren Sohn spielten der Beruf und das Ansehen ihres verstorbenen Mannes sicher eine

Rolle. Immerhin hatte dieser die noch junge Geographische Gesellschaft unterstützt und 1883 ein Programm veröffentlicht mit dem Ziel, „die Topographie des Lübeckischen Staates nach allen Seiten neu zu erforschen.“ Er forderte eine systematisch-umfassende Landeskunde auf naturwissenschaftlicher Basis. Die darin enthaltenen Gedanken sind offensichtlich später auf den Sohn übersprungen.

Für den Besuch der königlichen Gärtnerlehranstalt in Potsdam war damals kein Abitur erforderlich, wohl aber die Berechtigung zum „Einjährigen“, dem zeitverkürzten, kostenpflichtigen Militärdienst. Weitere Voraussetzung war (wie später an den Gartenbau-Hochschulen bis 1968 trotz Abitur) eine zweijährige Gärtnerlehre. Die absolvierte Erwin Barth in der Kunst- und Handelsgärtnerei Philipp Paulig an der Fackenburger Allee. Um seine Fachkenntnisse zu erweitern, wechselte Barth für ein 3. Lehrjahr zu der renommierten Baumschule Timm & Co., Elmsborn. (Diese Baumschule gibt es heute nicht mehr.)

1896 begann Barth seine zweijährige Ausbildung an der Gärtner-Lehranstalt in Potsdam. Der Lehrplan war für alle Studenten gleich. Eine Differenzierung in die Fachrichtungen Produktionsgartenbau und

*Lesen Sie bitte weiter auf Seite 6*



### Dienstagsvorträge

19. Januar, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei



**Modest Mussorgski: Bilder einer Ausstellung. „Von der Entstehung bis zu ihrem heutigen Platz in der Weltliteratur“ – anschließend Konzert**  
*Olaf Silberbach, Lübeck*

26. Januar, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei

### Der Leuchtturm „Roter Sand“

*Willy Scheyka M.A., Kapitän zur See a. D.*

Gemeinsam mit der Deutschen Stiftung Denkmalschutz

Nach einem ersten katastrophalen Fehlschlag im Herbst 1881 wurde 1883 erneut mit dem Bau des Leuchtturms auf dem „Roten Sande“ begonnen. Am 1.11.1885 wurde das Leuchfeuer in Betrieb genommen. Nach fast 80 Jahren verließ die Besatzung 1964 den Turm. Sein Schicksal schien besiegelt, da er für die moderne Navigation nicht mehr gebraucht wurde. Der Leuchtturm „Alte Weser“ mit zeitgemäßer technischer Ausstattung übernahm die Funktion als Leitfeuer für die Weserschifffahrt.



Auf den Druck der Küstenbevölkerung und vieler „Leuchtturmfans“ hin wurden schließlich „Mittel und Wege“ gefunden, um den Turm zu erhalten. 1987 wurde der Turmsockel mit großem technischen Aufwand saniert. Die finanziellen Mittel stellten der Bund, das Land Niedersachsen und der Förderverein „Rettet den Leuchtturm Roter Sand“ bereit.

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz nahm den Turm für ihre treuhänderische Stiftung „Roter Sand“ in Besitz und übernahm die Verantwortung für seine Erhaltung. Nach einer nicht minder aufwendigen Außensanierung und denkmalgerechten Innenrestaurierung wurde der Leuchtturm 1999 für Tagesbesucher und Übernachtungsgäste freigegeben und entwickelte sich schnell zu einem beliebten touristischen Ziel. Der Lichtbilder-Vortrag beschreibt das historische Umfeld und schildert die wasserbautechnische Leistung und die Probleme beim Bau des Leuchtturms. Das Bauwerk mit seiner Ausstattung und die Anforderungen während der Dienstzeit des Leuchtturms sowie die Situation bei der Außerdienststellung dieses nationalen Symbols werden dargestellt.

2. Februar, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei



**Armengarten, Kleingarten, Schrebergärten – zur Geschichte des halböffentlichen Grüns**  
*Dr. Karen Meyer-Rebentisch, Lübeck*

### mittwochsBILDUNG

27. Januar, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei

### „Der Ravensberg – ein berufliches Gymnasium stellt sich vor“

*Vortrag und Gespräch mit Uta Homeyer, Abteilungsleiterin Berufliches Gymnasium, Kiel*

Ein beispielgebendes berufliches Gymnasium soll dieses Mal vorgestellt werden. „Der Ravensberg gehört zu den Top Ten bei den beruflichen Gymnasien zwischen Flensburg und dem Bodensee. 2007 wurde der Deutsche Schulpreis zum zweiten Mal von der Robert-Bosch-Stiftung und der Heidehof-Stiftung ausgeschrieben. Partner sind das Magazin „Stern“ und das ZDF. Der Ravensberg hat sich aus 170 deutschen Schulen als einzige Schule des Landes für die Top Ten qualifiziert. Vorausgegangen waren insgesamt drei Auswahlvorrunden. Die Schule wurde in die Akademie des Deutschen Schulpreises aufgenommen – ein Netzwerk exzellenter deutscher Schulen, die gemeinsam zukunftsweisende pädagogische Konzepte entwickeln wollen.

Angelika Vollquartz, die frühere Kieler Oberbürgermeisterin, sagte dazu: „Schon das Erreichen der Endausscheidung war eine tolle Bestätigung für die hohe Qualität der pädagogischen Konzepte und Leistungen des Ravensbergs. Damit sei die vorbildliche Arbeit der Schule gewürdigt worden.“

Die Kriterien bei dem Wettbewerb sind Leistung, Umgang mit der Vielfalt der Schüler, Unterrichtsqualität, Schulleben und die Bereitschaft der Lehrer zu Reformen.

Umso mehr interessieren uns in Lübeck die hohe Qualität der pädagogischen Konzepte und Leistungen des Ravensbergs: Das Leitbild (siehe Homepage) gliedert sich in Identität (+ Auftrag und Ziele), Werte, Adressaten, Leistungen, Kompetenzen, Ressourcen und Definition gelungenen Lernens.

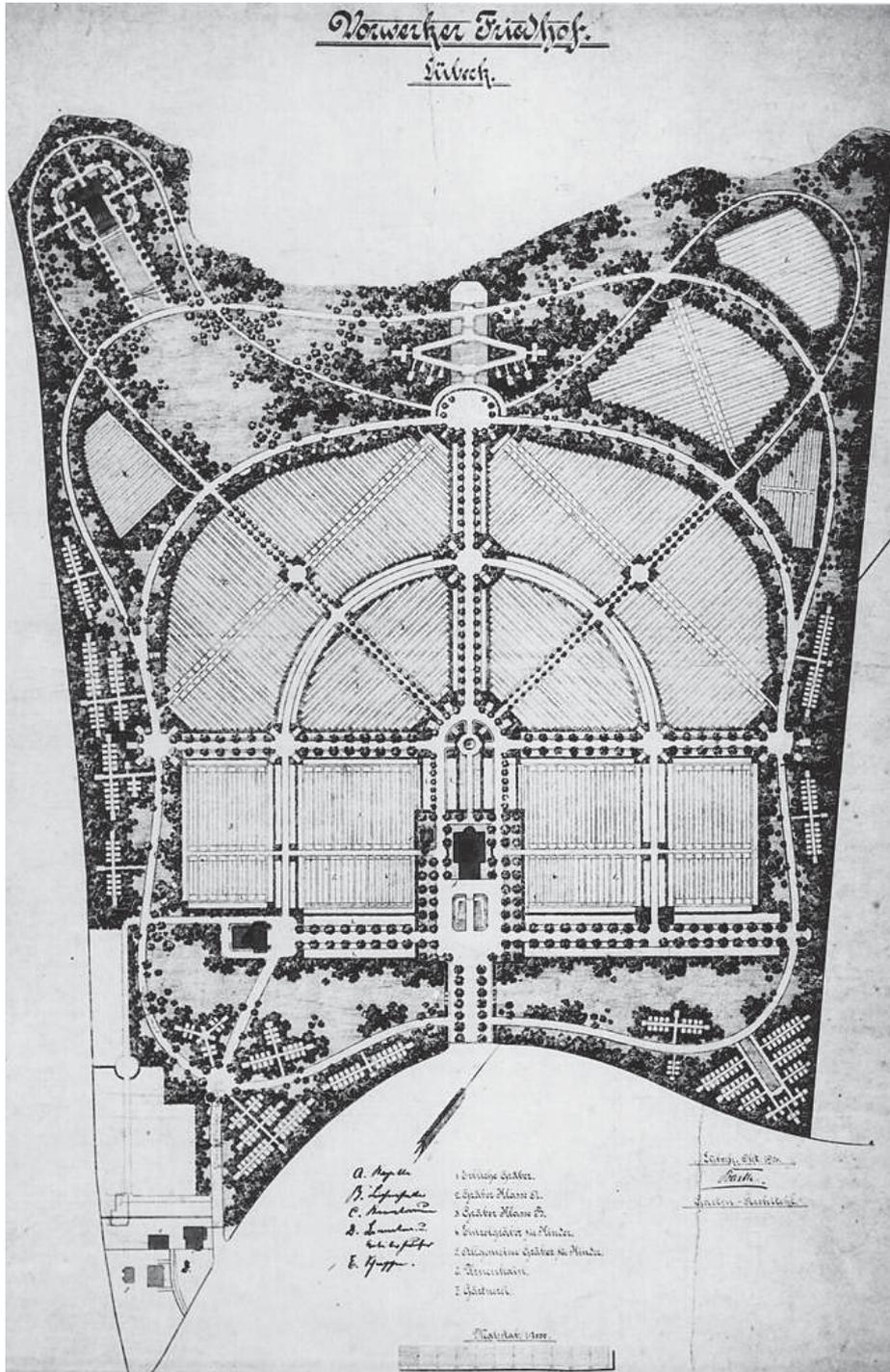
Zu Letzterem gehören vier Kompetenzen: Selbstkompetenz, Sozialkompetenz, Methodenkompetenz und Fachkompetenz. Über allem aber schwebt die wohlthuende Arbeitsatmosphäre der Schule. Die regelmäßige Evaluation weist eine hohe Erfolgsquote auf.

### Als neue Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit begrüßen wir:

Prof. Henner Leyhe, Adolfplatz 2, 23568 Lübeck  
Marianne Lunau, Bugenhagenstraße 20, 23568 Lübeck

**Samstag, 30. Januar, ab 19.30 Uhr**

**WINTER  
BALL 2010**



Vorwerker Friedhof, Entwurf E. Barth, Oktober 1906 (Archiv der Hansestadt Lübeck)

Gartenarchitektur wie heute gab es damals noch nicht. Bemerkenswert war der hohe Anteil praktischer Übungen, aber auch an Exkursionen und Demonstrationen in den königlichen Gärten. Zum Lehrplan gehörten Physik, Chemie, Botanik und Mathematik und die Anwendungsfächer Technik im Gartenbau (Gewächshausbau, Maschinen- und Gerätekunde), Gemüse- und Obstbau, gärtnerische Pflanzenkunde, Pflanzenkulturen, Bodenkunde und Düngerlehre, gärtnerische Betriebslehre und natürlich auch Gartenkunst.

Aufgrund seines guten Zeugnisses, „mit Auszeichnung bestanden“, erhielt

Barth sofort eine Anstellung beim Stadtgartenamt in Hannover als Gartentechniker. Hier blieb er zunächst nur einige Monate, arbeitete ein dreiviertel Jahr lang in Bremen an der Umgestaltung eines aufgelassenen Friedhofes zu einem öffentlichen Park und kehrte dann nach Hannover zurück.

Prägend für die Entwicklung seiner beruflichen Grundauffassungen war die aufkommende Heimatschutzbewegung als Reaktion auf die Industrialisierung der Städte. Dies zeigte sich schon in seinem Entwurf für eine fiktive Villensiedlung, den er als Hausaufgabe für seine Ober-

gärtnerprüfung angefertigt hatte. So sollte ein botanischer Schülergarten „gleich in den Schulen Verständnis und Liebe für die Natur wecken“. Statt Rasen sollten Wiesen mit vielen Stauden entstehen, Pflanzen sollten so gruppiert werden, wie sie in der Natur vorkommen, ein Wasserlauf und ein Tümpel gehörten als Landschaftselemente dazu. Im Marlipark in Lübeck sind sie später wiederzufinden.

Auf einem Plakat von Käthe Kollwitz von 1912 steht „in Groß Berlin wohnen 600.000 Menschen in Wohnungen, in denen jedes Zimmer mit fünf und mehr Personen besetzt ist. Hunderttausende von Kindern sind ohne Spielplatz“; eine Aussage, die die sozialhygienischen Lebensverhältnisse in den großen Städten anklagen sollte und die symbolisch für die Forderung stand, die Grundbedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen. Dieses Ziel lag als Triebfeder auch der Arbeit von Erwin Barth zeit seines Lebens zugrunde. Stadtplanern, Gartenarchitekten und den Gartenverwaltungen ging es darum, Grün in die Städte zu bringen, um Gesundheit und Erholung der „breiten Massen“ zu fördern. In der Idee des Volksparks liefen diese Forderungen zusammen.

In der Potsdamer Gärtnerlehranstalt wurde großer Wert auf Planzeichnungen gelegt, und zwar nicht nur in Grundriss, Ansicht und Schnitten, sondern auch in Bildern. Hier ist die Wurzel für die Fülle der schönen, z. T. aquarellierten Zeichnungen und der Kohlezeichnungen von Erwin Barth zu suchen. Barth hat sich durchaus als Künstler empfunden, und schon die Bilder vom Lübecker Marlipark aus 1907 mit Wakenitz und der Stadtsilhouette deuten auf seine besondere Begabung hin. Wie lebensfremd und blutleer wirken dagegen die heutigen Computersimulationen von Gärten!

Im Herbst 1903 wurde Barth zum einjährigen Militärdienst bei der 2. Compagnie des Lauenburgischen Jägerbataillons Nr. 9 einberufen. Der Beruf ließ ihn auch in dieser Zeit nicht los. Von seinem Kommandeur bekam er den Auftrag, den Kasinogarten und einen Schießplatz umzugestalten.

Im Anschluss an die Militärzeit trat Barth eine Stelle bei dem Gartenarchitekten Hoemann in Düsseldorf an. In diesem Büro arbeitete er an den verschiedensten Wettbewerben und Projekten in Nordrhein-Westfalen und in Mecklenburg mit. Nach nur einem Jahr ging Barth mit einem hervorragenden Zeugnis nach Hannover zurück. Hier fertigte er seine Hausarbeit für die Obergärtnerprüfung (später Ins-

pektorenprüfung) an der inzwischen nach Dahlem umgezogenen Gärtnerlehranstalt an. Zwischenzeitlich absolvierte Barth eine viermonatige Wehrdienstübung, die er als Reserveoffizier beendete.

Im Herbst 1906 fand Barth bei dem Gartenarchitekten Finken in Köln eine neue Stelle. Sein Ziel blieb aber die Position eines Gartendirektors in einer mittelgroßen Stadt, mit der zusätzlichen Möglichkeit zur Gestaltung von Privatgärten. Die Gunst der Stunde half ihm bei dem ersten Schritt dahin. Der Lübecker Baudirektor Baltzer erteilte ihm den Auftrag für einen Alternativentwurf zu dem bereits vorliegenden Plan des städtischen Gartenamtes für den Vorwerker Friedhof. Mit der Umsetzung seines Entwurfs wurde bereits 1907 begonnen, als Barth noch bei Finken beschäftigt war. Im Mai dieses Jahres starb der langjährige Leiter des Gartenamtes, Metaphius Langenbuch. Baltzer suchte nach einem Gartenarchitekten, der der Baubehörde einen überzeugenden Plan für den Marlipark, dem älteren Teil des heutigen Drägerparks, liefern sollte. Was lag näher, als Barth zu beauftragen. Der Plan wurde angenommen, die Ausführung verzögerte sich jedoch aus finanziellen Gründen.

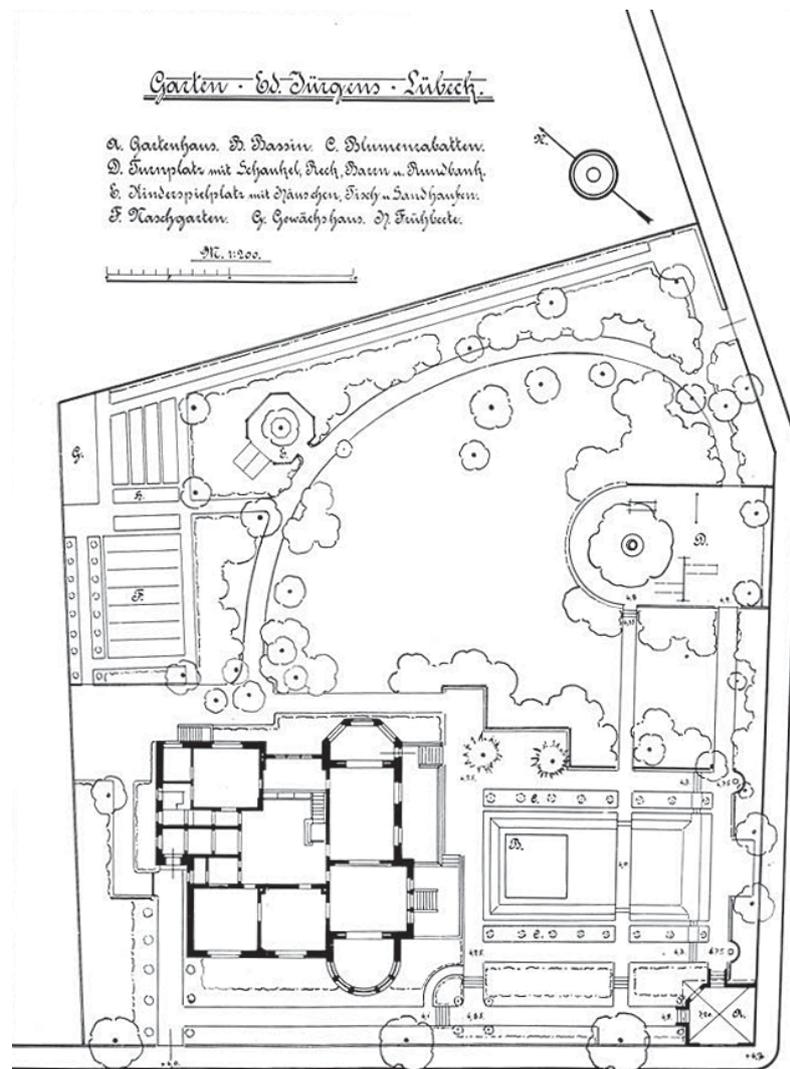
1908 wurde die Stelle des Gartenamtsleiters in Lübeck ausgeschrieben. Erwin Barth bewarb sich darum, obwohl ihm die Bezeichnung „Stadtgärtner“ für die Stelle missfiel. In Erfurt, wo sich Barth ebenfalls beworben hatte, und von wo er schon eine Zusage erhalten hatte, lautete der Amtstitel „Gartendirektor“. Gleichwohl entschied sich Barth für Lübeck, trat sein Amt am 1. April an und zog in die Dienstwohnung Mühlendamm 7 ein. (Heute gehört das Haus nicht mehr der Stadt, es wird demnächst als Zahnarztpraxis genutzt werden.)

Auf Barth wartete eine Fülle von Aufgaben, als erste die Einbindung der neu erbauten Puppenbrücke in die (südlich noch vorhandenen) Wallanlagen sowie die Anlage des Marliparks. Von sich aus griff Barth den Pflegezustand der Wallanlagen und des Stadtparks auf und ließ in Vorjahren gepflanzte Sträucher roden, um Sichtbeziehungen zu schaffen. Damit eckte er bei vielen Lübeckern und auch bei dem damaligen Gartenbauverein an. Um auf Gehölze und Stauden direkt zugreifen zu können, ließ Barth an der südlichen Wallstraße, dort wo sich heute der Minigolfplatz befindet, Staudenkulturen und gleich daneben eine kleine Baumschule einrichten. Eine zweite Baumschule entstand auf dem Gelände zwischen Falkenstraße und

Wakenitz (heute Sportplätze). Aus Beständen der Wallanlagen und des Stadtparks ließ er an der Possehlstraße, ein Vogelschutzgehölz pflanzen, das heute noch in Restbeständen vorhanden ist. Besonders wichtig war ihm, im Einvernehmen mit der Oberschulbehörde, die Anlage eines Schulgartens. Sein Vorentwurf wurde aber nicht weiter verfolgt. Realisiert wurde der Schulgarten erst nach dem 1. Weltkrieg und zwar nach dem Entwurf seines Nachfolgers Harry Maaß. Ausgeführt wurde aber die bereits 1906 geplante und dann um die Badeanstalt, Bootshäuser und einen Kinderspielplatz erweiterte und heute immer noch beliebte Grünanlage an der Falkenwiese.

1905 hatte die Oberschulbehörde die „Herstellung eines Spielplatzes (im heutigen Verständnis ein Sportplatz) bei der Bastion Buniamshof“ gefordert. Grundlage war ein Vorschlag des Oberlehrers Pauly. Obwohl es noch keine konkreten Planungen gab, begann man schon mit der Aufschüttung der ehemaligen Traveniederung, die bis dahin als Müllschüttdiente. 1909 fertigte Barth einen Entwurf auf der Grundlage eines Programmes, das der Oberlehrer Dr. Steffen erarbeitet hatte. Die Ausführung erfolgte jedoch erst 1912/13, als Barth schon nicht mehr im Dienst der Stadt war.

Aufgrund einer Forderung des Finanzdepartements wurde Barth auch die Planung der Gartenanlagen an nicht städtischen Einrichtungen übertragen. So wurde er für die Wohnheime der deHerthog- und der Heinrich-Gaedertz-Stiftung, für die neue Strafanstalt Neulauerhof und für die Irrenanstalt Strecknitz tätig. Die Umgestaltung des Salongartens der



Garten Ed. Jürgens, Bäckersstraße, Entwurf E. Barth, Febr. 1908  
(Architekturmuseum der TU Berlin)

Gemeinnützigen hatte er wohl in deren Auftrag übernommen. In Kücnitz und in Herrenwyk hatten sich in Verbindung mit dem Bau des Hochofenwerkes so viel Menschen angesiedelt, dass der Lübecker Kirchenrat u. a. die Anlage eines Friedhofes forderte. Barth fertigte den Entwurf für den Friedhof Waldhusen, der als „Dorfriedhof“ gedacht war und schon 1909 in Nutzung genommen wurde.

Erwin Barth hatte nicht nur Schwierigkeiten mit seiner Dienstbezeichnung „Stadtgärtner“. Baltzer kam ihm weder hier noch bei der gewünschten Gehaltserhöhung entgegen. Unzufrieden war er auch mit der finanziellen Ausstattung des Gartenamtes. Und ein besonderes Problem war für ihn die Einschränkung von Privateaufträgen auf gutachterliche Tätigkeiten. Seinem Vorgänger Langenbuch war ein weiter Freiraum für Nebentätigkeiten gestattet worden. Sein Antrag, für Senator Possehl tätig werden und auch Lieferleistungen zur Kompensation seines Gehalts übernehmen zu dürfen, wurde abgelehnt.

Richtigen Ärger gab es bei dem Entwurf und der Ausführungsüberwachung für die Gartenanlage zum Lindenhof bei Warnsdorf. Mit den Projekten Landhof Meyer in Schmalenbeck bei Hamburg und den Gärten Haukohl in Lübeck an der Wakenitzstraße und Senator Dr. Fehling an der Curtiusstraße schaffte sich Barth auf „gutachterlicher Basis“ nennenswerte gestalterische und finanzielle Freiräume neben seiner eigentlichen Arbeit bei der Stadt, die sich zunehmend auf Organisations- und Verwaltungsaufgaben einengte.

Barth war ernüchtert und versuchte, über eine erfolgreiche Bewerbung in Charlottenburg zur Verbesserung seiner persönlichen Verhältnisse und der Position des Gartenamtes im Baudezernat Druck auf den Senat auszuüben. Das ging schief,

von Gemüse und Kartoffeln auf zusammen 45 ha Anbaufläche. Für seine Nebentätigkeit bei der „Beratungsstelle für Kriegergehörungen“ wurde er zum Hauptmann der Reserve befördert. Während der Charlottenburger Zeit war Barth nicht nur für eine unübersehbare Fülle neuer Projekte verantwortlich – er saß selbst noch am Zeichentisch –, sondern er entwarf auch eine Reihe anspruchsvoller Privatgärten und war gutachterlich tätig.

Charlottenburg und andere Städte im Umfeld von Berlin waren 1920 Stadtbezirke von Berlin geworden. 1926 wurde Barth zum Leiter der zentralen Gartenverwaltung von Berlin bestellt. Barth nahm das Amt nur zögerlich an, weil es nur Richtlinienkompetenz gegenüber den Bezirksämtern hergab. Er wollte weiterhin

gaben überfrachteten Amt bei der Stadt eine Verbesserung. Sein Abgang bei der Berliner Gartenverwaltung muss aber als Scheitern bewertet werden.

Die neue Lehrtätigkeit entsprach Barths Vorstellungen einer Ausbildung von Gartenarchitekten auf Hochschulebene, gleichberechtigt mit anderen technischen, naturwissenschaftlichen oder künstlerischen Fachrichtungen, und sie verschaffte ihm das angestrebte Renommee. Neben den Hochschulaufgaben konnte Barth wieder für private Auftraggeber tätig werden, so für den Bankier Fränkel, für das Rittergut Zehna bei Güstrow und für die Stadt Stolp in Ostpreußen.

1932/33 entwarf und baute Erwin Barth für sich und seine Familie, das Ehepaar hatte einen Sohn und eine Tochter, ein



Am Mühlendamm 7, Gemälde von Stefan Dobritz, 1990 (Privatbesitz Heinz Hahne)



Erwin Barth, um 1911 (Privatnachlass Barth)

der Senat gab der vorzeitigen Kündigung Barths statt. Ende 1911 trat Barth, inzwischen verheiratet, das Amt eines Gartendirektors in Charlottenburg an. Trotzdem blieb er Lübeck verbunden, übernahm hier noch die Planung von Privatgärten und kümmerte sich um den Bau eines Wohnhauses für seine Mutter und seine Schwester in der Danziger Straße. 1913 bewarb er sich um die Stelle des Gartendirektors in Hamburg – ohne Erfolg.

Im August 1914 wurde Barth als Reserveoffizier zum Kriegsdienst eingezogen und schon kurz darauf schwer verwundet. Nach Wiederherstellung der Kriegstauglichkeit wurde er 1915 als Kompanieführer eingesetzt, von 1916 bis Kriegsende aber für den „Kommunaldienst“ in Charlottenburg freigestellt, d. h. für die Produktion und die Verwertung

wie in Charlottenburg die Planung und Ausführung bis zum Einzelprojekt steuern, setzte sich damit aber nicht immer oder nur gegen erhebliche Widerstände durch, was das Verhältnis zwischen der Zentralverwaltung und den Bezirksämtern belastete. Von Stadtbaudirektor Martin Wagner, der politisch links orientiert war, fühlte er sich „links“ liegen gelassen.

1928 beschloss der preußische Landtag, an der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin eine Abteilung für Gartenbau einzurichten. 1929 wurde Erwin Barth aufgrund von vorhergehenden Kontakten mit dem zuständigen Minister zum ordentlichen Professor auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Gartenkunst an dieser Hochschule berufen. Dies war fachlich und menschlich gegenüber dem mit Organisations- und Verwaltungsauf-

Wohnhaus in der Nähe der Hochschule. Die schon für August 1933 geplante Einweihungsfeier fand nicht mehr statt. Barth hatte sich im Juli das Leben genommen. Einen Abschiedsbrief hinterließ er nicht. Der Lübecker Generalanzeiger widmete ihm einen kurzen Nachruf.

#### LITERATURHINWEISE

Dietmar Land und Jürgen Wenzel (Hg), Heimat, Natur und Weltstadt, Leben und Werk des Gartenarchitekten Erwin Barth. Verlag Koehler & Amelang, 2005

Dietmar Land, Zwischen Heimat und Moderne – Die Lübecker Jahre des Gartenarchitekten Erwin Barth (1880-1933). In: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Band 89, 2009, S. 251-274

# Die Sprache der Steine

Laudatio anlässlich der Verleihung des Erich-Mühsam-Preises an Gunter Demnig  
Lübeck, Buddenbrookhaus, 26. April 2009

Von Kay Dohnke

Meine sehr verehrten Damen und Herren, sehr geehrte Frau Kruse, lieber Gunter Demnig, wenn sich unsere Wege hier und heute treffen und für die Zeit unseres Verweilens im Buddenbrookhaus parallel verlaufen, ist der Anlass dafür ein Kunstprojekt, das in seiner Form, seiner Größe und seiner Wirkung einzigartig ist – in unserem Land, in Europa, ja wohl auch weltweit. Die Stolpersteine haben als Kunstwerk ein derart kräftiges und

Kunst wird hier also zu sprechen sein, über Motivation und Engagement – und über Irrtümer und Missverständnisse.

Lassen Sie mich eingangs ausdrücklich feststellen: Die folgenden Ausführungen mögen kritisch und zuweilen provozierend sein – auf keinen Fall jedoch sollen sie das Engagement von Künstler oder Stiftern der Stolpersteine moralisch infrage stellen. Denn dieses steht außer Frage. Doch Stolpersteine – wie die sie

Zeugen Jehovas und der Euthanasieopfer im Nationalsozialismus lebendig hält“.

Auch wenn es Ihnen merkwürdig vorkommen mag – hiergegen muss ich vehement Einspruch erheben, Widerrede führen. Und ketzerisch behaupten: In unserem Land gibt es keine im Bewusstsein der Menschen verankerte Erinnerung an die Opfer der NS-Zeit – gewiss, es gibt institutionalisierte Gedenkstätten, archivierte Namenslisten, öffentlich-



Gunter Demnig verlegt einen Stolperstein in Lübeck, Neuer Faulenhoop 22, der an Johannes Grube erinnert. (Foto: Ralf Küpper)

dynamisches Eigenleben entwickelt, dass sie sich schon fast von ihrem Schöpfer emanzipiert und abgekoppelt haben, wengleich er noch immer viele der Steine selbst fertigt und oft auch selbst verlegt.

Die Stolpersteine gelten als ein Kunstwerk, das unmittelbar wirkt, dessen vermeintliche Bedeutung sich jedermann erschließt und das – vielleicht auch aufgrund seiner Einfachheit, seiner Direktheit – einen Alleinstellungsstatus innerhalb der Kunst im öffentlichen Raum hat. Doch trotz der ihnen wesensmäßigen Einfachheit und unmittelbaren Wirkung bieten auch die Stolpersteine – wie fast jedes kulturelle Phänomen – Anlässe zu ihrer Ausdeutung, sind Gegenstand von Fehldeutungen. Über die Wirkung von

ermöglichenden Menschen – haben jene kritische Aufmerksamkeit verdient, auf die ein ernsthaftes Kunstwerk mit einem Thema aus der deutschen Vergangenheit Anspruch hat, und so liegt es nahe, dieses Kunstwerk und das Verhalten der Stifter einmal gegen den Strich zu lesen und quasi von außen zu betrachten. Intentionen und Wirkungen werden dadurch vielleicht klarer erkennbar.

## Erinnern ohne Erinnerung

Ich vermute, viele von Ihnen haben die Einladung zu diesem Vormittag gelesen. Da ist die Rede von den Stolpersteinen als einem „Projekt, das die Erinnerung an die Vertreibung und die Vernichtung der Juden, der Zigeuner, der politisch Verfolgten, der Homosexuellen, der

rechtliche Fernsehsendungen, ritualisierte Kranzabwürfe an geschichtsträchtigen Tagen samt Kurzbericht in den Abendnachrichten. Aber das ist keine Erinnerung an konkrete Personen oder Ereignisse. Die Opfer sind – namenlos – der Vernichtung anheimgefallen, geflohen, zumeist spurlos und ohne im Bewusstsein der Hiergebliebenen eine Lücke hinterlassen zu haben. Die nachfolgenden Generationen können daher erst recht keine Erinnerung im eigentlichen Sinn des Wortes haben. Und doch muss sich eine Gesellschaft der historischen Opfer erinnern, wenn sie ein menschliches Antlitz haben will.

Stolpersteine scheinen diese Situation zu verändern – sie tragen die Namen von Opfern wieder in die Städte zurück, an die

letzten zumeist frei gewählten Wohnorte der Menschen vor ihrer Deportation. Doch das ist keine Erinnerung. Gewiss, manche Paten stifteten einen Stolperstein für konkrete Personen, aber wissen sie wirklich etwas von ihnen? Oftmals ist allein schon der letzte Wohnort – also der Platz für die Stolpersteinverlegung – nur schwierig zu recherchieren, und zum Leben der zu Ehrenden gibt es so gut wie keine Überlieferung.

Doch so direkt die Stolpersteine auch zu funktionieren scheinen, weil sie Namen von Individuen nennen: Der Versuch, an diese Opfer der NS-Herrschaft zu erinnern, wirft uns auf uns selbst zurück. Gewiss, der Gedanke und das Gefühl, dass in diesem Land Millionen Menschen systematisch unterdrückt, verfolgt, vertrieben, ermordet wurden, kann einem halbwegs sensiblen Menschen nicht gleichgültig sein (auch wenn es wohl niemand aushalten würde, ständig daran zu denken). Doch nur in den allerwenigsten Fällen wissen wir Näheres über die Betroffenen. Unser Versuch, ihrer Leiden, ihres Schicksals zu gedenken, wird durch die große Anonymität erschwert. Außerdem: Wie sollen wir uns ihnen gedanklich annähern, wenn wir über die Umstände ihres Lebens nur wenig wissen und die Umstände ihres Sterbens für uns absolut unvorstellbar sind? Wie kann man an eine Person erinnern, die man nie kannte?

Lassen Sie mich das mit einer persönlichen Erfahrung erläutern, die sich zwischen Los Angeles und Hamburg abspielte. In Los Angeles gibt es im Simon Wiesenthal Center das Museum of Tolerance. Eine Abteilung widmet sich dem namengebenden Thema Toleranz und Vorurteile, die andere, größere dem Holocaust. Bevor man sich auf einem spiralförmig angelegten Weg zwischen Exponaten und Dioramen in die Tiefe des Gebäudes und der Geschichte begibt, bekommt jeder Besucher eine kleine Plastikkarte. In das Lesegerät eines Computers gesteckt, wird die kurze Biografie eines Opfers ausgedruckt. Nach dem Rundgang kann man sich im Dokumentationszentrum näher mit diesem Menschen befassen.

Als ich das Museum besuchte, fiel mir der Lebenslauf eines kleinen Mädchens zu, Renate Wolff, geboren 1933 in Hamburg. In meiner Stadt – wie hätte es auch anders sein können, war mein spontaner Gedanke. Ich habe damals lange an das Mädchen gedacht, habe versucht, mir ihr Leben vorzustellen, was sich fast vollständig in meiner Fantasie

abspielte, an Örtlichkeiten, die ich bestens kenne. Wo mag sie gewohnt haben, wo gespielt? Wo ist sie zur Schule gegangen – vielleicht in die jüdische Mädchenschule in der Karolinenstraße, kaum mehr als einen Steinwurf von meiner damaligen Wohnung entfernt? Hatte sie vielleicht einen Kanarienvogel, den die Familie abgeben musste, als Juden das Halten von Haustieren verboten wurde? In welches sogenannte Judenhaus war sie mit Eltern und Geschwistern bis zu ihrer Deportation nach Riga eingewiesen? Durch den Computerausdruck wurde ich – körperlich eine halbe Welt entfernt – emotional sehr unmittelbar in das Hamburg der NS-Zeit katapultiert. Zumindest in jenes, wie ich es mir zusammenreimte.

Mit etwas Abstand betrachtet, lief da ein spannender Prozess ab, der sich so ähnlich wohl auch in anderen Menschen vielfach wiederholt: Dass ich von dem konkreten Mädchen Renate Wolff erfuhr, war Anlass für mich, historische Fakten in eine mir bekannte Umgebung zu projizieren – allzu leicht glauben wir dann, wir könnten uns die damalige Realität vorstellen. Aber genau genommen setzen wir nur angelesene Bruchstücke und visuelle Eindrücke zusammen – wir werden, das betonte ich bereits, niemals wissen, ob unsere Vorstellung mit dem konkreten Leben und der Empfindungswelt des Opfers überhaupt etwas zu tun hat.

Jahre später, als Gunter Demnigs Projekt bekannter wurde, wollte ich diesem Mädchen Renate Wolff einen Stolperstein widmen – und da stellte sich bei der Recherche durch das hamburgische Staatsarchiv heraus, dass sie die Deportation überlebt hat und noch lebt. Meine Gedanken an sie, mein „Gedenken“, waren also von einer falschen Information des Wiesenthal-Centers, einer Annahme ausgegangen; ihr Leben hatte tatsächlich aber einen anderen Hintergrund (wenn man mal davon absieht, dass sie natürlich alle Stationen und Stufen der Verfolgung hatte erleiden müssen). Ich stiftete dann drei Stolpersteine – für ihre Eltern und eine Schwester, die tatsächlich in Riga ermordet worden sind.

Wir bleiben mit unserem Versuch, an ein Opfer des Holocaust zu erinnern, allein, auf uns selbst zurückverwiesen. Wir imaginieren sein Leben, so gut wir es vor der Folie unserer Geschichtskennntnisse können, aber wir konstruieren damit unweigerlich ein Leben, das in der Realität sehr wahrscheinlich ganz anders verlaufen ist. Der Versuch, das ehrliche Bemühen

um Erinnerung reduziert sich auf Gefühle – unsere eigenen Gefühle. Es ist ein Gedenken, bei dem es vermutlich mehr um unsere eigene Person geht als um den Menschen, der – durch den Stolperstein wieder mit einem Namen ausgestattet – emotional für uns in Erscheinung tritt: das Opfer.

Ohne die Stolpersteine allerdings würden wir – würden die Stifter und die Betrachter von Stolpersteinen – diese Gedanken und Gefühle nicht haben. Stolpersteine sensibilisieren also in einem hohen Maß.

## Wo statt wer – Ort statt Name

Der Nationalsozialismus gilt als die wohl am besten erforschte Phase deutscher Geschichte. Nicht zuletzt aufgrund der breiten Medialisierung historischer Forschungsergebnisse – stellvertretend nenne ich etwa „Spiegel“-Titelgeschichten mit zugehörigen DVDs oder Fernsehdokumentationen zur besten Sendezeit – haben wir alle eine mehr oder weniger umfangreiche Vorstellung von der NS-Zeit.

Aber bewirkt das auch eine Anteilnahme am Schicksal der Opfer? Beim Besuch von Gedenkstätten bleiben diese Menschen und ihre Schicksale oft distanziert, sie verschwinden in der Menge, oder wir stehen in Distanz zu den geschilderten, meist extremen Lebens- und Leidensbedingungen. Im Vergleich hierzu bewirken Gunter Demnigs Stolpersteine andere Effekte. Ihre weitreichendste Wirkung entfalten die Steine jedoch, wenn man sie in der eigenen Stadt entdeckt. Denn Stolpersteine lokalisieren.

Ich möchte hier kurz auf Renate Wolff zurückkommen. Wieso hatte das sehr lückenhafte Wissen über sie meine Gefühle so nachhaltig berührt? Der Umstand, dass dieses Mädchen in Hamburg gelebt hatte? Die Tatsache, dass ich die allgemeine Lokalität ihres Lebens aus der Gegenwart kenne? Die vermutlichen Umstände ihres Lebens und Leidens aus historischer Literatur? Also die Kulisse, die Folie, auf die ich ihr Leben in meiner Vorstellung projizierte? Hätte ich ähnlich empfunden und später ähnlich reagiert, wenn sie aus einer anderen Stadt gekommen wäre? Hätte ich überhaupt diesen Computer-Ausdruck aufbewahrt?

Ganz klar: Es war nicht der Name und damit die Person Renate Wolff, es waren die Örtlichkeiten ihres Lebens, zu denen ich eine Beziehung hatte – und die konkreten Örtlichkeiten sind auch das, was Gunter Demnigs Stolpersteine

so wirksam macht: Wir kennen zwar nicht die Opfer, wir hören oder lesen ihre Namen zum ersten Mal, aber wir haben eine Beziehung zu ihrem geografischen oder örtlichen Lebensumfeld – und das konstituiert eine erste Verbindung. Es bestehen Schnittstellen zwischen ihren und unserem Leben. Stolpersteine markieren Anknüpfungspunkte zwischen dem Jetzt und dem Damals, zwischen uns und den Opfern. Auch wenn für uns zu deren Leben eine oft nicht wahrgenommene, aber nichtsdestotrotz unüberbrückbare Distanz besteht.

Die Lokalisierung der NS-Verbrechen in unserem Lebensumfeld konstituiert automatisch einen Referenz-Horizont, eine Projektionsebene für das, was wir als historisches Unrecht empfinden. Interessanterweise werden die Stifter von Stolpersteinen weniger von Namen oder Daten berührt – es sind vorrangig die Örtlichkeiten, die Emotion wecken, Engagement auslösen. Erst wenn ein Opfer an einem uns vertrauten Ort gelebt hat, ist es uns plötzlich – und vermeintlich – nah, und dann werden wir viel bereitwilliger aktiv. Hat jemand unter Ihnen sich bemüßigt gefühlt, Geld zu stiften für das in Berlin erbaute Denkmal für die ermordeten Juden Europas? Vermutlich nicht. Aber ich gehe gewiss nicht fehl in der Annahme, dass sich unter Ihnen mehrere Stifter von Stolpersteinen befinden. Viele Menschen haben sich hier in Lübeck motiviert gefühlt, Stolpersteine zu stiften, sodass die örtliche Initiativegruppe noch mittelfristig mehr Geld auf dem Spendenkonto hat, als Steine verlegt werden können.

Machen Sie einmal das Experiment mit einem der Lübecker Stolpersteine: Stellen Sie sich vor, die dort namentlich genannte Person wäre dieselben Straßen entlanggegangen, die heute Ihren Weg zur Arbeit bilden; oder haben Freunde besucht, die in derselben Straße wohnten wie heute Verwandte oder Bekannte von Ihnen. Vielleicht haben die Kinder, derer durch Stolpersteine gedacht wird, dieselbe Schule besucht, auf die heute Ihre eigenen Kinder gehen? Unweigerlich erwachsen solche Gedanken und Vorstellungen, und unweigerlich werden wir davon berührt. Mir selbst geht es so, seit in meiner Straße in Hamburg ein Stolperstein für Robert Abshagen liegt, einen Widerständler, der 1942 verhaftet und im Februar 1944 im Untersuchungsgefängnis enthauptet wurde. Immer, wenn ich an dem Stein vorbeikomme, stelle ich mir vor, wie Abshagen sein Haus verlässt, um zur

Arbeit zu fahren, oder wie er von einem subversiven Treffen heimkehrt. Oder wie die Gestapo ihn genau hier abgeholt hat. Das funktioniert, obwohl das Haus selbst gar nicht mehr steht (der Stolperstein liegt vor dem ehemaligen Standort des Hauses, heute eine Grünfläche) und mir auch völlig unbekannt ist, wo und wie Abshagen tatsächlich verhaftet wurde. Der ihm gewidmete Stolperstein individualisiert für mich die NS-Geschichte – einmal bezogen auf Abshagen als konkretes Opfer, und dann auch im Hinblick auf mich selbst.

## Geschichte berührt Gegenwart

Kommen wir auf eine weitere Wirkung der Stolpersteine zu sprechen. Sie emotionalisieren nicht nur, sie mobilisieren auch.

Die breite Resonanz auf das Stolperstein-Projekt zeigt, dass – lassen Sie es mich ein wenig naturwissenschaftlich ausdrücken – Gunter Demnigs Aktion zum Katalysator wird, zum Kondensationspunkt für Gefühle, die vielleicht schon länger, aber eher diffus vorhanden waren. Doch nun finden sie Gegenstand und Form, setzen sich in Handlung um. Wissenschaftliche Vorträge als Präsentationsform der kritischen Auseinandersetzung mit der NS-Zeit blieben oft sehr schwach besucht, Bücher zu diesem Themenkomplex in regionaler Fokussierung sind nur in kleinen Auflagen verkäuflich. Und die alles erklären wollenden Fernsehsendungen können konkrete Fragen nicht wirklich beantworten oder gar Handlungsanlass sein. Aber da kommt jemand und entwickelt und verlegt kleine Gedenksteine – und erzielt damit ein enormes Echo.

Unsere Reaktion auf die Stolpersteine – also die Bereitschaft, dieses Projekt zu fördern – hat sehr viel mit unserer eigenen Befindlichkeit und vielleicht auch unserer Lebenssituation zu tun. Und unserer persönlichen Beziehung zur NS-Zeit. Viele Unterstützer scheinen die Möglichkeit zur Beteiligung am Projekt Stolpersteine als wohltuend zu empfinden. Nicht selten spenden sie später erneut, finanzieren weitere Steine. Man kommt schnell zur Vermutung sehr privater, möglicherweise familiärer Beweggründe – hat der Vater, der Großvater eine Rolle gespielt im Räderwerk der Verfolgung, der Herrschaftssicherung während des „Dritten Reiches“? Ist das Stiften eines Stolpersteins der Versuch – ja, wenn schon nicht einer späten Wiedergutmachung, so

doch des Berührens von etwas, was man alle die Jahre mal intensiv, mal weniger drückend empfunden hat? Dass das „Dritte Reich“ auch etwas mit der eigenen Familie, dem eigenen Ich, dem eigenen Leben zu tun hat – egal, auf welcher Seite die Angehörigen gestanden haben und ob sie, grob kategorisiert, zu den Tätern oder den Opfern gehört haben?

Doch ob das wirklich so stimmt – und was erst eine empirische Untersuchung aufzeigen könnte –, ist sekundär. Viel wichtiger ist, dass Stolpersteine uns einen Moment lang aktives Verhalten gegenüber dem schwierigen historischen Erbe ermöglichen. Täglich sehen wir Bilder von menschlichem Leid – der Barbarei der Terroristen in Irak und Afghanistan, dem Genozid in der sudanesischen Provinz Darfur, den Bürgerkriegen Westafrikas. Wir sehen diese Bilder zumeist tatenlos an, das Leid und das Unrecht sind mediengerecht portioniert, ähneln sich, kehren unentrinbar immer wieder. Und daher fühlen wir uns macht- und wehrlos. Doch ausgerechnet im historischen Rückblick – einer per se passiven Situation! – ermöglichen uns die Stolpersteine nun ein Handeln: Man muss die Erblast der Geschichte nicht mehr passiv ertragen, man kann etwas tun. Stolpersteine verweisen daher auch immer auf die Ambitionen, die Beweggründe der Stifter. Und die versuchen, Zeichen zu setzen, durch Gunter Demnig Zeichen setzen zu lassen, fast als wollten sie damit den gewürdigten Opfern sagen: „Endlich ist es an der Zeit. Seht her, wir halten euch fest“ – und haben euch doch, so muss desillusionierend angemerkt werden, schon längst und für immer verloren. Stolpersteine halten zwar keine Leben fest, sie halten Spuren fest, die auf verlorene, zerstörte Leben hinweisen. Doch dieses Festhalten, die Unterstützung des Projektes, das Spuren festhält, ist ein lang vermisstes Ventil für die aufgestaute Untätigkeit, den aufgestauten Handlungswillen, sich irgendwie aktiv zum deutschen historischen Erbe in Beziehung zu setzen. Und sei es nur durch das Überweisen des Stiftungsgeldes für einen Stolperstein. Aktivität wird hier zwar delegiert, aber ganz legitim als eigenes Handeln empfunden.

Lassen Sie mich noch einmal provozieren: Wir funktionalisieren Opfer des NS-Regimes, die uns jahrzehntlang nicht interessiert haben, damit wir uns besser fühlen können. Das wird gewiss verletzend klingen für all jene, die sich

*Lesen Sie bitte weiter auf Seite 14*



Dirk Witthuhn (Holmfrid), Henning Sembritzki (Arne), Astrid Färber (Inger, Stigs Frau), Anne Schramm (Lena), Ulrike Knospe (Gabriella, Connys Frau)

(Fotos: Thorsten Wulff)



Daniel Daréus (Götz van Ooyen)

## „Wie im Himmel“: umjubelt in den Kammerspielen

Von Klaus Brenneke

Alle Welt scheint den Film „Wie im Himmel“ (Regie: Kay Pollak) zu kennen, nicht zuletzt dank der Nordischen Filmtage 2005. Daher sei sein Inhalt nur kurz referiert: Der weltweit gefeierte Dirigent Daniel Daréus, vormals Olson, kehrt nach einem durch einen Herzinfarkt bedingten Zusammenbruch in sein schwedisches Heimatdorf zurück. Nach anfänglicher Scheu versucht er sich den ihm fremd gewordenen Bewohnern zu nähern, indem er sie mit der himmlischen Macht der Musik vertraut machen und jeden Einzelnen zu sich selbst führen will. Sein Ansinnen, die Kantorenstelle zu übernehmen, stößt nicht überall auf Gegenliebe: Stig, der Pastor, fürchtet offenbar die Konkurrenz durch den charismatischen Dirigenten; die Chorleiterin Siv fühlt sich an den Rand gedrängt, und vollends der zur Gewalttätigkeit neigende Schlosser Conny, den Daréus, nachdem er die Leitung übernommen hat, aus dem Chor wirft, bedroht fortan nicht nur seine Frau Gabrielle, sondern Daréus und überhaupt alle, die sich dem bärenstarken Berserker in den Weg stellen wollen. Die Mehrheit aber folgt dem Neuen bereitwillig, ja, enthusiastisch. Er setzt durch ungewohnte Übungen ungeahnte Kräfte frei, die nicht zuletzt das Körperbewusstsein und den Gemeinschaftssinn der Sängerschar wecken.

Zumal für Theaterbesucher aus dem an Chören reichen Lübeck dürften gar manche Szenen Wiedererkennungswert

haben: Die Macht des Lampenfiebers und besonders das Buhlen der Frauen um die Aufmerksamkeit des Dirigenten und die darauf folgenden Eifersüchteleien und Unterstellungen. Denen ist besonders Lena, die unbefangene Verkäuferin aus dem Supermarkt, ausgesetzt, die ihre Zuneigung zu Daréus kaum zu verbergen vermag und letztlich ihn, der von sich sagt: „Ich kann nur Musik“, zu einem vollständigen Menschen macht, beispielsweise, indem sie ihm das Radfahren beibringt.

Wie dies auf engstem Raum, noch dazu auf einer schrägen, ja fast steilen Bühnenfläche (Ausstattung: Werner Brenner) geschieht, ist allein schon bewundernswert, vollends die darstellerische Leistung des neu engagierten Götz van Ooyen. Nach Andreas Hutzel in „Verständigungsprobe für Orchester“ (2003 bis 2005) ist er ein weiterer fähiger und ungemein temperamentvoller „Dirigent“ im Schauspielensemble. Lena erfährt durch Anne Schramm eine anrührend natürliche Verkörperung, wie denn überhaupt Schauspielregisseur Pit Holzwarth als Regisseur nachweist, dass er sein Ensemble kennt, den „Ton“ jedes einzelnen Mitgliedes trifft. So ist Robert Brandt ein strenger, letztlich bigotter Pfarrer, als stammte er geradewegs aus einem Ingmar-Bergman-Film, Astrid Färber seine sich zunehmend von ihm befreiende Ehefrau Inger, Claudia Hübschmann die spröde Organistin Siv, Ulrike Knospe die sich von ihrem brutalen Ehemann Conny

(Leif Slawski) emanzipierende Solosängerin Gabrielle. Den zeitlebens gehänselten „Fettwanst“ Holmfrid, aus dem am Ende alle angestaute Frustration herausbricht, verkörpert Dirk Witthuhn; Will Workman mit erschütternder Intensität den Spastiker Tore, der durch die gemeinsame Musikausübung wo nicht geheilt, so doch zeitweise besänftigt und integriert wird, Sven Simon den redlichen Sprengmeister Erik und, last but not least, Henning Sembritzki den betriebsamen Fernsehtechniker Arne, der die Teilnahme des Chores an einem Wettbewerb in Wien durchsetzt. Dieser führt, nach über drei Stunden Spieldauer, zu einem melodramatischen Ende ...

Der zweite, kürzere Teil der Inszenierung wirkt nicht mehr ganz so stringent wie der erste, obwohl oder gerade weil weite Strecken der Filmvorlage durch Erzählbericht gerafft werden. Für gelegentliche Untiefen des ebenfalls von Pit Holzwarth erstellten Lübecker „Drehbuchs“ entschädigen der Appell an die Fantasie der Zuschauer, vor allem aber die wunderschön dargebotene Musik, für die wiederum „Hauskomponist“ Willy Daum verantwortlich zeichnet. Nicht nur, wenn das Ensemble durch Mitglieder des von Hans-Joachim Lustig geleiteten Chores „I Vocalisti“ verstärkt wird, sondern auch ohne professionelle Unterstützung. Der Beifall des Premierenpublikums, in dem sich offenbar viele „Vocalisti“-Angehörige befanden, wollte kein Ende nehmen.

# „Vornehme Bagaasch“ – ein unterhaltsamer Abend

Von Rudolf Höppner

In Jack Poplewells Kriminalkomödie „Vornehme Bagaasch“ („Dear Delinquent“) gibt es ausnahmsweise weder Blut noch eine Leiche.

Es geht um Diebstahl, aber auf hohem Niveau. Das betrifft allerdings auch den Autor selbst, der bei Oscar Wilde („Bunbury“) und George B. Shaw („Pygmalion“) stibitzt und wohl auch den Film „Über den Dächern von Nizza“ mehrfach gesehen hat.

Dagmar Laurens, Regisseurin bei der Niederdeutschen Bühne, griff auf die Namen des Originals zurück. Das war sinnvoll, denn hier lebt der Witz davon, dass Figuren der englischen Gesellschaft karikiert werden. David Warren ist ein junger Mann der vermögenden upper middle-class. Er hat keinen Beruf, aber „old money“. Torsten Bannow spielt den jungen Mann, der von einer Verlegenheit in die andere stolpert. Schließlich gibt es vier Frauen, die ihn auf unterschiedliche Weisen bestimmen. Da ist Lady Warren, seine Mutter, die jede ihrer Anweisungen mit einer Ohrfeige verstärkt – Gabriele Meier gibt sie mit Tempo und Dominanz. Seine upper-upper-middle-class Verlobte Helen Chandler nervt ihn mit begründeter Eifersucht, bevor sie ihn zugunsten eines Tennisstars entsorgt – Stephanie Bohlmann macht das

elegant arrogant und einmal herrlich beschwipst. Und dann ist da der Dieb, der sich als hübsche Einbrecherin entlarvt: Anja Giebelstein spielt die junge Tochter aus der vornehmen Einbrecherdynastie der Shawn Family, die hartnäckig das Verhältnis von Helen und David demontiert, um den Erben zu erben. Last, not least gibt es die vermeintlich schüchterne, von allen unterschätzte Haushälterin Wilksen, von Magda Schulz stilsicher dargeboten.

Bei soviel femininer Dominanz kann David nichts richtig machen, schon gar nicht das eigentliche Problem des Stücks lösen: wie nämlich die ganze „Bagaasch“ das von Penelope alias Penny geklaute Diebesgut loswird. Auch Scotland Yard bringt keine Hilfe: Hans-Albert Tausendfreund spielt den Inspektor Pigeon mit überzeugender Ahnungslosigkeit. Als Pennys nobler Vater, Mr. Shawn“, vornehm und mit steifem Hut gegeben von Gerhard Schnieder, David zu einer Ehe mit der Tochter zwingen will, entdeckt er das klassische Gesellschaftsproblem: den Standesunterschied. Und da zeigt Poplewell einen originellen Einfall: Er dreht die Verhältnisse um, denn Lady Warren ist Tochter eines Schlachters, der sich durch harte Arbeit ein Vermögen verdiente und konsequenterweise aufgrund der gezahl-

ten Steuersumme von der Queen geadelt wurde, während der Patriarch der Diebedynastie auf eine hochadelige Urahnin zurückgreifen kann, somit „höheren“ Standes ist. Den Ausweg finden Penny und David zum Schluss selber.

Das Stück hat einige lange Dialoge mit wenig Aktion. Dagmar Laurens belebte sie durch passende Gänge, die Jan Kothes „typisch englisches“ Bühnenbild einschließlich Fotos der „Royals“ anbot. Nicht zu vergessen sind die auflockernenden bunten Kostüme, die Christa Walczyk ausgesucht hatte. „Vornehme Bagaasch“: ein unterhaltsamer Theaterabend der Niederdeutschen Bühne.



(V. l.) Torsten Bannow, Hans-A. Tausendfreund, Anja Giebelstein, Gabriele Meier, Gerhard Schnieder

(Foto: Fotostudio Hellmann)

## Stadt ohne Tutel?

Von Martin Thoemmes

Da haben wir den Salat: Wir haben das Jahr 2010 und sind nicht Europäische Kulturhauptstadt! Kein fulminantes Fest zum Jahreswechsel, kein noch nie gesehenes Feuerwerk, zu dem das städtische Orchester auf einem Ponton die Trave beschwimmend, Händels Feuerwerksmusik erschallen ließ. Auch kein ganzjähriger Reigen interessanter und hochkarätiger Veranstaltungen. Und schließlich wird uns in diesem Jahr der Stolz fehlen, etwas ganz, ganz Besonderes zu sein. Gut, etwas ganz Besonderes sind wir ja schon: Wir sind zwar hier nicht speziell Papst, aber Weltkulturerbe und das einstige Haupt der Hanse. Aber des letzten Kicks, der ein so richtig stolzes – um nicht zu sagen: ein pfauenhaftes – Selbstgefühl vermittelt hätte, müssen wir schmerzlich entraten.

Wir hatten schon länger Zeit, über die Gründe nachzudenken. Jetzt ist vielleicht der wichtigste Grund gefunden: Haben wir nicht insbesondere den Status unserer Altstadt als Weltkulturerbe viel zu prosaisch, ja nachgerade lustlos beschrieben? Lag es nicht einfach an dieser staubtrockenen und völlig geheimnislosen Sprache, mit der wir die Bedeutung unserer unter- und überirdischen Schätze anpriesen? Hier haben die Stadt, aber auch unsere Hefte noch innere Einkehr zu halten.

Doch es winkt Hilfe aus dem fernen Sizilien, genauer aus den Überresten des antik-griechischen und römischen Agrigent – was nebenher bemerkt – übrigens seine Beziehung zu Lübeck hat, trieb doch hier jener Julius Schubring seine topographischen Forschungen, der später Direk-

tor des Katharineums und das Vorbild für den Direktor Wulicke aus Thomas Manns „Buddenbrooks“ wurde. Aber zurück zu unserem eigentlichen Anliegen: Die Italiener empfingen die deutschsprachigen Besucher bei den Tempelanlagen von Agrigent, die von der UNESCO ebenfalls in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen wurden, mit einer Texttafel folgenden Inhalts:

„Gemäß der Konvention betreffend der Tutel der Welt, der Kultur und der Naturvermögen die archeologische Zone des Tales des Tempel, ist in der Liste verzeichnet.“

Die Einschreibung in dieser Liste, weicht den universalen, außergewöhnlichen Wert eines kulturalen oder natürlichen Gutes um die Tutel zu garantieren zugunsten der ganzen Menschlichkeit.“

Regt dieser Text nicht einmal wirklich zum Nachdenken an? Möge die Lübecker Denkmalpflege die Tutel zugunsten der ganzen Menschlichkeit auch weiterhin garantieren.

um Stolperseite kümmern, Biografien recherchieren, die Verlegung vorbereiten, die Mittel spenden. Das wird sie brüskieren, und diese Erkenntnis brüskiert auch mich selbst, denn ich gehörte zu den Paten für Steine. Und trotzdem müssen wir uns der bitteren Tatsache stellen, dass all unser Tun – all unsere Unterstützung für Gunter Demnigs Projekt – niemals mehr sein kann als eine Geste der Hilflosigkeit gegenüber den Verbrechen der Nationalsozialisten. Die Stolpersteine führen uns nicht auf den Weg der Versöhnung, sie sind das Gegenteil – Zeichen dafür, dass wir, dass unsere Gesellschaft niemals vergessen können, dass es niemals eine Wiedergutmachung geben kann – dass das systematisch begangene Unrecht nie verjährt. Auch dann nicht, wenn für jedes Holocaust-Opfer ein Stolperstein verlegt werden könnte und würde.

## Wunden statt Versöhnung

Stelle ich meine früher gemachte Feststellung neben die eben geäußerte These, ergibt sich ein Paradoxon – wie kann man etwas, an das man sich nicht erinnert, vor dem Vergessen bewahren? Genau in diesem Widerspruch steckt unsere Gesellschaft, stecken jene, die bereit sind, Verantwortung für das historische Erbe dieses Landes zu tragen. Und sie brauchen dafür neue Wege. Einer ist das Projekt Stolpersteine.

Die Stolpersteine gewinnen wachsende Bedeutung, je mehr von ihnen verlegt werden. Ihre Wirkung potenziert sich, denn je häufiger Menschen auf Stolpersteine stoßen, kommen sie auf die Idee, auch in ihrer eigenen Stadt diese Form des Gedenkens initiieren zu wollen (klänge es nicht so negativ, könnte man von der „viralen Wirkung“ der Steine sprechen – sie sind im positiven Sinn ansteckend). Gunther Demnig müsste schon ein begabter Hell-Seher sein, wenn er diese Entwicklung bei der Schaffung der ersten Stolpersteine vorausgesehen haben sollte. Aber die Stolpersteine sind vermutlich nicht das einzige Beispiel in der Kunstgeschichte, bei dem das Werk seinen Künstler quasi überholt, ihm Dimensionen aufzeigt, die im Werk angelegt sind, obwohl sie dem Künstler anfangs nicht bewusst gewesen sind.

Und noch etwas Besonderes haben die Stolpersteine an sich: Sie sind wohl das einzige Kunstwerk, das seine Betrachter nicht erst in der Phase der Rezeption, sondern bereits während der Entstehung erreicht.

Vielleicht hat Gunter Demnig ja gar keine Zeichen der Erinnerung gesetzt. Vielleicht hat er uns dauerhafte Wunden zugefügt, die ebenso wenig verheilen können, wie die Verbrechen der Nationalsozialisten wiedergutzumachen oder zu vergessen sind. Wer einen Stolperstein sieht und sich wirklich bewusst macht, was darauf steht und was diese Inschrift bedeutet, muss eigentlich verzweifeln – es ist wohl unser psychologischer Selbstschutz-Mechanismus, der das verhindert.

Es gibt aber noch einen anderen Umgang mit Stolpersteinen – und hier werde ich wieder provozierend: Es ist nämlich zu beobachten, dass Städte und Gemeinden Mittel für Stolpersteine zur Verfügung stellen. Das Erinnern, das Festhalten von Spuren wird so zum Verwaltungsakt. „Okay, lassen wir diesen Mann unsere Bürgersteige aufgraben und seine Steine setzen, dann haben wir es hinter uns und sehen noch gut dabei aus“, mögen diese Gemeinden denken – und damit soll es mit der Erinnerung an die Nazi-Verbrechen dann bitte auch mal gut sein, ergänze ich sarkastisch. Mussten Initiativen früher lange Auseinandersetzungen mit Kommunen und Verwaltungen führen, um Veranstaltungen und ggf. Gedenkstätten zu etablieren, drohen Stolpersteine nun zu einer Art modernem Ablasshandel zu werden. Eine Stadt finanziert die Verlegungen, und dann kann man sich immer auf diesen Akt und knappe Kassen berufen, wenn andere Förderungen für Aktivitäten im kritischen Umgang mit der NS-Zeit beantragt werden (wenngleich ich keinem Bürgermeister, Verwaltungschef oder Stadtratsmitglied das lautere Bemühen um Auseinandersetzung mit der Vergangenheit per Stolperstein absprechen möchte).

Die wichtigsten Stolpersteine sind die, die gegen Widerstand gesetzt wurden, ja vielleicht die, die wieder aus dem Boden gerissen, zerstört wurden. Denn sie zeigen uns, dass wir in diesem Land noch längst nicht im Reinen sind mit unserer Geschichte. Dass wir unsere Verantwortung nicht allein durch das Stiften der Steine abarbeiten können. Noch einmal: Dies sind keine Bemerkungen gegen die Unterstützer der Stolpersteine – es sind Hinweise darauf, wie weit unser Weg noch sein wird, ehe wir die Verbrechen der NS-Zeit irgendwie bewältigt haben. Oder uns arrangiert haben. Aber mit solchen Verbrechen kann

keine Gesellschaft jemals im Reinen sein, daher wird dieser Weg kein Ende haben – ich fürchte nur, immer weniger Menschen werden ihn gehen, da immer deutlicher die Historisierung des Nationalsozialismus zu beobachten ist. Die Stolpersteine – liest man, symbolisch gesprochen, ihre zweite, unsichtbare Inschrift – sagen genau dies: „Wenn du mich anschaust, kannst du nicht vergessen. Und ich bin von jetzt an immer da.“

Stolpersteine haben viel mit Respekt zu tun – mit Respekt für Menschen, die gelitten haben, ob wir sie nun wirklich kennen oder meinen oder sie nur symbolisch würdigen. Den größten Respekt erweist ihnen der Künstler selbst – er beugt jedes Mal das Knie, wenn er einen von den Nationalsozialisten ermordeten oder vertriebenen Menschen ehrt. Er hat es bereits viele, viele Tausend Mal getan, und er wird es weiterhin tun – das Projekt Stolpersteine bestimmt längst nicht nur sein künstlerisches Schaffen, sondern sein Leben. Als bescheidener, auf sein Projekt konzentrierter Mensch heischt er weder Dank oder Aufmerksamkeit. Aber in seinem Tun gibt er immer mehr Menschen eine Möglichkeit, sich vor allem emotional zu den Verbrechen des Nationalsozialismus in Beziehung zu setzen, ein Zeichen zu setzen. Gunther Demnig ist zuvörderst ein Mensch, dem wir Respekt und Dank schulden. Der ihm hier und heute zugedachte Preis ist angesichts seiner Leistung – oder besser ausgedrückt in einer Formulierung, die ihm lieber sein dürfte: angesichts der Wirkung seines Werkes – nur ein bescheidenes Zeichen. Die Erich-Mühsam-Gesellschaft setzt es trotzdem gern und aus ganzem Herzen.

Ich bin kein Historiker, noch viel weniger Kunsthistoriker. Aber ich möchte eine Feststellung machen, der Sie sich wohl alle anschließen mögen und die Gunter Demnig verlegen machen wird. Sie sei trotzdem ausgesprochen: Stolpersteine sind in ihrer Einfachheit und Direktheit nichts weniger als genial. Denn sie opponieren nicht nur wirkungsvoll gegen die Bereitschaft dieser Gesellschaft, zu vergessen, ehe überhaupt nur der Versuch des Erinnerns unternommen wurde; sie geben uns nicht nur die Möglichkeit, uns unserem schwierigen historischen Erbe gegenüber zu verhalten – sie geben uns auch Anlass, uns selbst und unser Tun kritisch zu hinterfragen. Und das ist eine der vornehmsten Aufgaben von Kunst.

*Kay Dohnke ist Literaturwissenschaftler und freier Journalist in Hamburg*

## Weihnachtsoratorium in St. Aegidien

Nach vielen Jahren waren am 13. Dezember die ersten drei Teile des Weihnachtsoratoriums von Bach wieder einmal mit dem Lübecker Bach-Chor zu erleben. Dabei hatten die mit vielen Musikstilen vertrauten Sänger die nicht leichte Aufgabe, mit einem relativ klein besetzten Orchester auf historischen Instrumenten zusammen zu musizieren. Der zahlenmäßig große Chor war von seinem Leiter Eckhard Bürger aber darauf gut vorbereitet worden und fast durchweg schlank im Klang. Technisch souverän meisterte der Chor die recht schnell genommenen Chöre und reagierte in den Chorälen aufmerksam auf die Zeichen Bürgers.

Schön war auch die Klargaufhellung durch die Kurrenden und den Jugendchor in den Chorälen der ersten Kantate. Leider blieben aber in den Relationen zwischen Chor und Orchester trotzdem Wünsche offen. Die Streicher waren oftmals kaum zu hören und die präsenten Oboen hatten spieltechnische Probleme. In den Arien kamen dann aber doch u. a. die schöne Traversflöte oder insbesondere die Solovioline (Annegret Siedel) voll zur Geltung. Gerade diese Arie „Schließe, mein Herze, dies selige Wunder“ wurde im Zusammenwirken mit der runden und warmen Altstimme Juliane Sandbergers zum Höhepunkt des Abends. Nicht nur stimmlich, sondern auch darstellerisch konnte Sandberger in ihren großen Arien überzeugen. Klangschön und intensiv im Ausdruck war auch die Sopranistin Andrea Stadel. Achim Kleinlein, Tenor, gefiel in seiner Rolle als objektiver Berichterstatter des weihnachtlichen Geschehens und zeigte in seiner Arie sein technisches Können. Stimmlich präsent war Dirk Schmidt mit seiner kräftigen Bassstimme. In der musikalischen Ausgestaltung seiner Partie kann er sich aber noch entwickeln.

Langer Beifall belohnte die Mitwirkenden für eine insgesamt gelungene Einstimmung in die Weihnachtsfreude.

*Arndt Schnoor*

## Klassisch-romantische Eintracht

Wie meist, wenn Herbert Blomstedt, der inzwischen 82-Jährige, seinen ehemaligen Platz als Chef vor dem NDR-Orchester einnimmt, dirigiert er sinfonische Werke, ganz selten Konzertantes. Auch für das Vorweihnachtskonzert (17. Dezember) hatte er zwei gewichtige Sinfonien zusammengestellt. Scheinbar divergent

waren sie, doch durch Blomstedts Interpretation innerlich, wie der Abend zeigte, von großer Nähe: Mozarts Sinfonie KV 550, die zweite im großen Triptychon der drei letzten Sinfonien, und Bruckners Zweite, die Blomstedt in ihrer erst 2005 durch den Bruckner-Forscher William Carragan herausgegebenen Urfassung aufführte. Was diese Gegenüberstellung so spannend machte, war nicht der durchgehende Moll-Charakter, g-Moll bei Mozart, c-Moll bei Bruckner. Es ist unter anderem auch die großartige Verarbeitung der Themen in beiden Werken, es sind die Anklänge an volkstümliche Melodik, die Nutzung der polyphonen Schreibweise, das Denken in Linien. Und dafür hatte Blomstedt immer ein großes Gespür.

Seine suggestive Dirigierweise, bei Mozart auswendig und ohne Dirigierstab, nur mit den Händen führend, schafft es immer wieder, das Orchester in besonderer Weise zu motivieren. So gestaltete er die Themen, besonders schön gleich im ersten Satz mit feinsten Binnendynamik, etwas bedachtsam in der Tempowahl, doch wundervoll gelöst. Dann die unterschwellig klagende Haltung der Themen im zweiten Satz: auch sie verfeinert und behutsam moduliert. Heiter gelöst kam der dritte und voll schwebender Leichtigkeit der Schlusssatz.

Zur Erinnerung: Die Wiener Philharmoniker lehnten Bruckners Werk 1872 in der Urfassung wegen ihrer „langen Ausdehnung“ und „Unspielbarkeit“ ab. Der Komponist musste sich Kürzungen (Finalsatz) und Änderungen (u. a. die Reihenfolge der Mittelsätze) gefallen lassen. Jetzt konnte das Lübecker Publikum prüfen, ob es dem damaligen Urteil folgen wollte. Doch dem Applaus nach überzeugte sowohl Bruckners frühe Fassung in ihrer göttlichen Breite als auch Blomstedt mit den einsatzfreudigen NDR-Sinfonikern durch ihre bedeutsame, zugleich differenzierte Interpretation. Die Spannungsbögen, die thematischen Verästelungen, die bedeutsamen Generalpausen und die grandiosen Satzgebilde formte Blomstedt wieder mit klaren Zeichen zu einem lebendigen Ganzen. Sein Dirigieren beschränkt sich zwar auf Wesentliches, durchleuchtet damit die Partitur aber dennoch bewundernswert. Und die NDR-Musiker halfen, nobel im Klang und mit sicht- und spürbarem Engagement. Das machte den Kopfsatz dramatisch, ungewöhnlich drängend, den wunderbaren zweiten zu einem heiter-derben Tongemälde, den dritten gedankenvoll verwoben und das große Finale in seiner Breite doch spannend.

Großer Beifall für dieses Erlebnis einer klassisch-romantischen Eintracht.

*Arndt Voß*

## Weihnachtssingen in Marien

Auch in diesem Jahr lud die Lübecker Knabenkantorei zum traditionellen Weihnachtssingen in die stimmungsvoll beleuchtete Marienkirche. Eine gelungene Mischung aus bekannten und unbekanntem Weihnachtsliedern und Chorsätzen hatte Marienkantor Michael D. Müller zusammengestellt. Oftmals setzte Müller dabei neben dem Gesamtchor auch die Männerstimmen allein ein und sorgte damit für zusätzliche Abwechslung. Die Choristen waren sehr gut einstudiert worden, folgten den musikalischen Intentionen ihres Chorleiters mit großer Aufmerksamkeit. So wurden die einzelnen Chorstücke zu wahren Kleinodien in der Ausgestaltung.

Unterstützt wurde der Chor von dem Ensemble „TiefBlech“, das durch saubere Intonation und schöne Tongebung gefiel. Die Bläser waren sowohl allein als auch den Chor als sensibel begleitendes Ensemble zu hören. Mit einfallsreichen und klagschön registrierten Intonationen und zwei feinsinnig musizierten Orgelstücken von Mendelssohn und Reger bereicherte Marienorganist Johannes Unger das Programm. Große Ruhe zeichnete das über 1,5 Stunden währende Programm aus. Ein dankbares Publikum dankte mit lang anhaltendem Applaus für eine wunderbare Einstimmung in die Weihnachtstage.

*Arndt Schnoor*

### Exklusiver Innenausbau Möbel aller Stilrichtungen

nach fremden  
und eigenen Entwürfen  
aus allen Jahrhunderten.

Planung · Beratung · Entwurf  
Reproduktionen · Restaurierungen  
handwerkliche Fertigung



### Arps Möbelwerkstätten

Kronsforder Hauptstraße 12  
23560 Lübeck-Kronsförde  
Tel. 0 45 08/74 81 + 18 25 · Fax 7 91 20  
info@arps-moebel.de  
www.arps-moebel.de



21. Januar, 19.30 Uhr  
**Eine Reise von Travemünde nach Lübeck um 1830**  
*Günter Meyer, Studien-  
 direktor a. D., Malente*

Vortragsraum Museum für Natur und Umwelt, Mühlendamm 1-3



19. Januar, 19 Uhr  
 Innovationszentrum,  
 Breite Straße 6-8  
**Die Etrusker – ein geheimnisvolles Volk der Antike**  
*Frank Doerr, Zarpfen*



Das Kino KoKi startet im neuen Jahr mit neuem Programm und einigen Sonderterminen im Januar.

25. Januar, 20.30 Uhr

**„Tschüss DDR – Über Warschau in die Freiheit“**

In Kooperation mit der Academia Baltica. Im Spätsommer 1989 wagten Tausende die Flucht über den Osten in den Westen. Thema des Films ist ein fast vergessenes Kapitel der deutsch-polnischen Geschichte. Im historischen Wendejahr suchten DDR-Bürger nicht nur über die Botschaften der Bundesrepublik Deutschland in Prag und Budapest ausreisen, sondern auch über Warschau. Diese andere Botschaftsgeschichte erzählt der 55-minütige Dokumentarfilm des Regisseurs Krzysztof Czapka. 20 Jahre später berichten die damaligen Botschaftsflüchtlinge erstmals ihre Erlebnisse und darüber, mit wie viel Verständnis und Herzlichkeit ihnen in Polen geholfen wurde. Im Film kommen ebenfalls politische Zeitzeugen zu Wort. Dr. Pletzing von der Academia Baltica wird nach dem Film für ein Gespräch zur Verfügung stehen.

28. Januar bis 3. Februar, jeweils 18 Uhr  
**„Die Frau mit den 5 Elefanten“**  
 Eine filmische Biografie des Lebens von Swetlana Geier.



Swetlana Geier gilt als die größte Übersetzerin russischer Literatur ins Deutsche. Ihre Neuübersetzungen von Dostojewskij's fünf großen Romanen, genannt die „fünf Elefanten“, sind ihr Lebenswerk und literarische Meilensteine. Ihre Arbeit ist von großem sinnlichen Sprachverständnis und kompromissloser Achtung vor den Autoren geprägt. Sie hat den Anspruch, dass die Übersetzung im Kern den Geist des Werkes und das Wesen des Autors treffen muss. Zugleich ist ihr bewusst, dass jede Übersetzung letztendlich unvollkommen und der Zeit ihrer Entstehung verhaftet bleibt. Er erzählt von großem Leid, stillen Helfern und unverhofften Chancen – und einer alles überstrahlenden Liebe für Sprache.

**Hinweis:** Am 28. und 29. Januar anschließend Gespräch mit Klaus-Rainer Goll vom Lübecker Autorenkreis geben.

Mehr Informationen zu den Filmen gibt es unter [www.kinokoki.de](http://www.kinokoki.de), Karten können unter [tickets@kinokoki.de](mailto:tickets@kinokoki.de) reserviert werden.

**Buddenbrookhaus**  
 Sonderausstellung vom 24. Januar bis 7. März



**Fundstücke**  
*Lübecker Bestände zu  
 Thomas Mann, Heinrich  
 Mann und Erich Mühsam*

Eröffnung: Sonntag, 24. Januar, 11 Uhr  
 Seit im Jahr 1993 das Heinrich-und-Thomas-Mann-Zentrum im Buddenbrookhaus gegründet wurde, werden im hauseigenen Archiv Briefe, Manuskripte, Fotografien, wertvolle Erstausgaben und biografische Dokumente zur Familie Mann und zu Erich Mühsam zusammengetragen. Die Sammlung vereint außerdem Schenkungen, Leihgaben und seit kurzem auch Archivalien, die seit mehr als 50 Jahren an verschiedenen Orten in der Hansestadt aufbewahrt wurden. Die neue Sonderausstellung zeigt Fundstücke aus diesen Beständen, die besondere Geschichten über die berühmten Mann-Brüder und Erich Mühsam erzählen.

**Berichtigung**

„Der in den Lübeckischen Blättern Nr. 20/2009, Seite 332, erschienene Artikel über die Herausgabe neuer Bände der ‚Lübecker Orgelbücher‘ enthält eine bedauerliche Namensverwechslung: Bei der Benennung der Lübecker Organisten des 20. Jahrhunderts, von denen Kompositionen in diesen neuen Bänden enthalten sind, muss es statt ‚Klaus Brenneke‘ natürlich ‚Johannes Brenneke‘ heißen. Dieser war von 1937 bis zu seinem Tode Anfang 1968 Organist an St. Jakobi.“

**Redaktionsschluss**  
 für das am 30. Januar erscheinende Heft 2 der Lübeckischen Blätter ist am Mittwoch, 20. Januar.



**Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit**

Direktorin: Antje Peters-Hirt, Königstraße 5,  
 23552 Lübeck, Tel.: 7 54 54, Telefax 79 63 54,  
 Büro montags bis freitags von 9 bis 13 Uhr geöffnet  
 Bankkonto: Sparkasse zu Lübeck Nr. 1-000017 (BLZ 230 501 01)

Stellvertretender Direktor: Helmut Wischmeyer  
**E-Mail:** [info@die-gemeinnuetzige.de](mailto:info@die-gemeinnuetzige.de)  
**Internetadresse:** [www.die-gemeinnuetzige.de](http://www.die-gemeinnuetzige.de)

**Impressum: LÜBECKISCHE BLÄTTER**

[www.luebeckische-blaetter.info](http://www.luebeckische-blaetter.info)

**Herausgeberin:** Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, Königstraße 5, 23552 Lübeck, Telefon: 7 54 54, Telefax: 79 63 54. Verantwortlich: Doris Mührenberg.

**Verantwortlicher Redakteur:** Dr. Manfred Eickhölder, Telefon: (04 51) 5 80 83 24, E-Mail: [manfredeickhoelter@t-online.de](mailto:manfredeickhoelter@t-online.de).

**Die Zeitschrift** erscheint 14-täglich außer in den Monaten Juli/August. Die Artikel stellen keine offiziellen Meinungsäußerungen der Gesellschaft dar, sofern sie nicht ausdrücklich als solche gekennzeichnet sind. Für den Abdruck von Artikeln und Fotos wird eine Vergütung nicht gewährt. Die Kürzung eingesandter Artikel bleibt vorbehalten. Einzelpreis: € 2,-. Für Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

**Verlag und Druck:** Max Schmidt-Römhild, Mengstraße 16, 23552 Lübeck, Telefon: 70 31-2 07, Telefax: 70 31-2 42.  
 E-Mail: [MSR-Luebeck@t-online.de](mailto:MSR-Luebeck@t-online.de).

**Anzeigenberatung:** B. Dürrmeier, E-Mail: [bdurrmeier@schmidt-roemhild.com](mailto:bdurrmeier@schmidt-roemhild.com), Telefon: (04 51) 70 31-2 41, Fax: (04 51) 70 31-2 80.

ISSN 0344-5216 · © 2010





# BESTATTUNGS-VORSORGE

Rufen Sie uns an. Wir beraten Sie vertrauensvoll.



**schäfer & co**  
Bestattungsgesellschaft

23552 Lübeck · Balauerfohr 9  
Tel. 0451-79 81 00 · Fax 7 27 77 · www.schaefer-co.de



**R** *Malermeister*  
**Manfred Rohde**  
Am Pohl 37 • 23566 Lübeck  
Mobil: 01 72/4 33 36 07 Tel. 04 51/60 14 15

● anspruchsvolle Malerarbeiten ● und individuelle Beratung

Dr. W. Drücke · Dr. B. Klemt  
Prof. Dr. B. Melsen · Dr. C. Peters

*Seriös, kompetent,  
innovativ!*

**Praxis Adolfstraße**  
Adolfstraße 1 · 23568 Lübeck  
Telefon 0451 - 61 16-00

**Moderne  
Zahnmedizin**

Fax 0451 - 3 68 78

www.praxis-adolfstrasse.de

An der Hülshorst 3 23568 Lübeck Telefax 0451 - 3885949

**Heinz Deitlaff**  
Bau- und Möbeltischlerei

Einzelmöbel  
Einbaumöbel  
Innenausbau  
Altbausanierung  
Fenster und Türen  
Sonderanfertigungen

Bau- u. HD Möbeltischlerei

Meisterbetrieb  
Beratung Planung Fertigung Montage

Telefon 0451 - 3 28 14

## Das Gedächtnis der Hansestadt Lübeck



inkl. CD-ROM „Die mittelalterlichen Schraen des hansischen Kontors in Nowgorod“

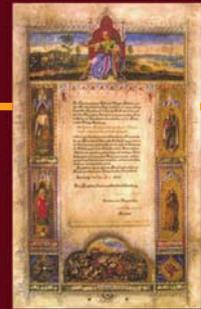
2005, 638 Seiten, Leinen gebunden  
mit Schutzumschlag  
ISBN 3-7950-5555-5 **€ 36,-**

„Das Gedächtnis der Hansestadt Lübeck“.

– Der Titel dieser Festschrift für Antjekathrin Graßmann gilt im doppelten Sinne: einerseits steht er für das Archiv der Hansestadt Lübeck, andererseits für die Geehrte, die dem Archiv seit 1970 angehörte und es seit 1978 leitete. In diesen Jahren hat sich Antjekathrin Graßmann in der Hansestadt Lübeck wie auch in Archivars- und Historikerkreisen des In- und Auslandes das Ansehen als geradezu personifiziertes Gedächtnis der Stadt erworben. Für die Breite ihres fachlichen Interesses stehen die zahlreichen Publikationen, die zeitlich vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, thematisch von der Geistesgeschichte über die politische, Institutionen- und Verwaltungsgeschichte bis zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte reichen. Das unermüdlige wissenschaftliche Schaffen und die zahlreichen ehrenamtlichen Tätigkeiten, verbunden mit ihrer Persönlichkeit und ihrem oft hintergründigen Humor, veranlassten vor einiger Zeit einen Kollegen zu der Aussage: „Nun kann und darf man aber Antjekathrin Graßmann, wenn sie denn um etwas bittet, nie etwas abschlagen.“

Insofern wollten auch 49 Freunde und Kollegen die Bitte der Herausgeber um Mitarbeit an dieser Festschrift nicht abschlagen und haben zu Ehren von Antjekathrin Graßmann Beiträge zu den vier Bereichen „Geschichte Lübecks“, „Geschichte der Territorien um Lübeck“, „Geschichte der Hanse“ sowie „Archivwissenschaft und Archivgeschichte“ verfasst.

**Festschrift für Antjekathrin Graßmann zum 65. Geburtstag**  
in Verbindung mit dem Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde und dem Hansischen Geschichtsverein  
herausgegeben von Rolf Hammel-Kiesow und Michael Hundt



**SCHMIDT  
ROEMHILD**

DEUTSCHLANDS  
ÄLTESTES VERLAGS-  
UND DRUCKHAUS  
SEIT 1579

Mengstr. 16 Tel. 04 51/70 31-2 67  
23552 Lübeck Fax 04 51/70 31-2 81  
Internet: www.schmidt-roemhild.de  
E-Mail: [vetrieb@schmidt-roemhild.com](mailto:vetrieb@schmidt-roemhild.com)



# BUDDENBROOKHAUS



Schon kurz nach Erscheinen des Romans *Buddenbrooks* von Thomas Mann im Jahr 1901 wurde das Haus in der Mengstraße 4 „Buddenbrookhaus“ genannt. Die ungebrochene Popularität des Schriftstellers und seines Romans haben das Bild des Hauses in die ganze Welt getragen.

Dieser Bildband dokumentiert anhand zahlreicher Bilder und informativer Essays die wechselvolle Geschichte des Hauses in der Mengstraße 4 vom repräsentativen Bürgerhaus zum Schauplatz von Thomas Manns Roman *Buddenbrooks*.

€ 19,80

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

**SCHMIDT  
RÖMHILD**

Verlag Schmidt-Römhild · Mengstr. 16 · 23552 Lübeck · Tel.: 0451 / 70 31-2 67 · Fax: 0451/70 31-2 81  
e-mail: [vertrieb@schmidt-roemhild.com](mailto:vertrieb@schmidt-roemhild.com) · [www.schmidt-roemhild.de](http://www.schmidt-roemhild.de)